

Angela Schrott / Kassel

SPRACHWISSENSCHAFT ALS KULTURWISSENSCHAFT  
AUS ROMANISTISCHER SICHT:  
DAS BEISPIEL DER KONTRASTIVEN PRAGMATIK<sup>1</sup>

One of the central questions of pragmalinguistics is the distinction between linguistic structures and cultural norms that guide the usage of these structures in verbal interaction. This distinction is especially important for contrastive pragmatics, which analyses the interfaces of different languages and cultures. In order to draw a clear line between linguistic and cultural differences in patterns of interaction, contrastive pragmatics needs a methodological framework that is centred around a precise analytical separation between the idiomatic traditions of language and the cultural traditions of verbal interaction. Based on Eugenio Coseriu's system of language as a cultural competence, the study introduces a model that distinguishes three perspectives and types of (contrastive) pragmatics. A key-notion of this model is the concept of discourse traditions as a cultural knowledge that guides verbal interactions. Using this model as a blueprint, the study discusses discourse traditions of requesting with a focus on question acts used as polite requests. In the study, the idea of cultural traditions of discourse, which has been widely discussed in Romance linguistics during the last years, proves to be fruitful for a new methodological perspective on illocutionary patterns and communicative routines in contrastive and intercultural pragmatics.

1. Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft

Die Frage, in welcher Weise Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft betrieben werden kann, geht davon aus, dass Sprache und Sprechen in grundlegender Weise kulturgebunden sind. Die hier gewählte Formel von der Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft ist germanistisch inspiriert und geht auf einen Beitrag von Andreas Gardt (2003) zurück.<sup>2</sup> Das von Gardt prägnant formulierte Motto einer sich als Kulturwissenschaft verstehenden Sprachwissenschaft kann in der romanischen Sprachwissenschaft auf mehrere Traditionslinien rekurrieren. So stehen der Konzentration auf das einzelsprachliche System in der Nachfolge Ferdinand de Saussures in der Romanistik bereits früh Entwürfe einer kulturbezogenen Sprachwissenschaft gegenüber, die kulturelle und historische Umfelder der Sprache integrieren.<sup>3</sup> Dabei prägt das Nachdenken über die Vernetzung von Sprache und Kultur – in zeitlicher Koexistenz zum auf die *langue* fokussierten Strukturalismus – vor allem historisch perspektivierte Disziplinen der romanischen Sprachwissenschaft wie die Sprachgeschichtsschreibung und die Erforschung des Wortschatzes.<sup>4</sup> Die Hinwendung zur

---

<sup>1</sup> In den vorliegenden Beitrag sind Anregungen von romanistischer und germanistischer Seite eingegangen. Für intensives gemeinsames Nachdenken über das Coseriu'sche System der Regeln und Traditionen des Sprechens danke ich Franz Lebsanft (Bonn), Peter Koch (Tübingen) und Johannes Kabatek (Zürich). Für erkenntnistiftende und wichtige Anregungen jenseits der romanistischen Wege der Forschung gilt mein herzlicher Dank meinem germanistischen Kollegen Andreas Gardt (Kassel).

<sup>2</sup> Der Beitrag Gardts führt diese Formel programmatisch im Titel und ist *Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft* (2003) überschrieben.

<sup>3</sup> Eine ausgezeichnete Synthese gibt das Kapitel *Sprache und Kultur* in Christmanns Monographie *Idealistische Philologie und moderne Sprachwissenschaft* (1974: 87–97).

<sup>4</sup> Christmann (1974: 88–89) nennt als repräsentative Werke Ferdinand Brunots *Histoire de la langue française* und Walther von Wartburgs *Französisches Etymologisches Wörterbuch*.

Kulturgeschichte charakterisiert in besonderem Maße die von Karl Vossler begründete »idealistische Philologie«, die Sprachwandelphänomene aus der Kultur- und Geistesgeschichte der Sprechergemeinschaften zu erklären sucht.<sup>5</sup> Diese Engführung von Sprache und Kultur in der romanischen Sprachwissenschaft, die hier nur skizzenhaft angedeutet werden kann, bewirkt nicht nur, dass Sprachgeschichte in kulturgeschichtliche Kontexte eingebettet wird, sondern führt vielmehr dazu, dass Sprachgeschichte als Kulturgeschichte verstanden und konzipiert wird.<sup>6</sup>

In diese (romanistische) Annäherung von Sprache und Kultur schreibt sich Eugenio Coseriu in zweifacher Weise ein. Den Ansatz einer kultur- und geistesgeschichtlichen Erklärung des Sprachwandels illustriert exemplarisch Coserius Aufsatz zum romanischen Futur (1979), in dem die Entstehung der romanischen Futurperiphrasen (*cantare habeo, cantare volo* u.a.) mit Rekurs auf Vossler erklärt wird. So sieht Vossler – in Absetzung von rein morphologischen Erklärungen – eine von Wollen und Verpflichtung gegenüber der Zukunft geprägte Sprecherhaltung als *Movens* der vulgärlateinischen Formen an.<sup>7</sup> Coseriu nimmt das Vossler'sche Argument der Sprecherhaltung auf und begründet die (periodisch wiederkehrende) Erneuerung der Futur-Kategorie mit der universellen Duplizität dieser Kategorie, die zwischen den Polen subjektiver Sprechereinstellung gegenüber der Zukunft und objektiv bedeuteten zukünftigen Sachverhalten aufgespannt sei. Entscheidend ist für Coseriu, dass diese universelle semantische Fundierung in ihren historischen Manifestationen kulturellen Faktoren folgt. Im Fall der periphrastischen Futura schreibt Coseriu die Hinwendung zum Pol der subjektiven Sprechereinstellung in der vulgärlateinischen Periode dem aufkommenden Christentum zu, dessen Geisteshaltung sich im Ausdruck der Zukunft als Absicht und ethische Verpflichtung spiegle.<sup>8</sup>

Neben dieser sprachgeschichtlichen Verschränkung von Sprache und Kultur findet sich bei Eugenio Coseriu jedoch noch eine weit grundlegendere Verbindung von Sprache und Kultur, die über die Sprachgeschichte hinausreicht. Ich beziehe mich hier auf Coserius bekanntes Drei-Ebenen-Modell der Sprachkompetenz, die ausdrücklich als kulturelle Kompetenz definiert wird. Dieses Verständnis von Sprache und Sprechen gründet auf dem Faktum, dass das Sprechen als *energeia* Traditionen hervorbringt und auf diese Weise Lebenswelten gestaltet und Kultur schafft.<sup>9</sup> Da das Sprechen somit eine kulturelle Tätigkeit ist, werden die auf den drei Ebenen des Sprechens situierten Wissensbestände – das elokutionelle Wissen, das idiomatische Wissen und das

---

<sup>5</sup> Vossler (1925). Exemplarisch ist hier etwa das Kapitel »Neue Denkformen im Vulgärlatein« (ebd. 56–83). Vgl. hierzu auch Christmanns Ausführungen über Vosslers Sprachtheorie (1974: 21–34).

<sup>6</sup> Beispielhaft sind hier zwei Überblicksartikel Baldingers (1961, 1968) über die kulturbezogenen Paradigmen der (historischen) Sprachwissenschaft, in denen explizit das Konzept einer sich als Kulturwissenschaft verstehenden Sprachwissenschaft vertreten wird (1961: 37, 44, 46) und (1968: 84): »Damit aber wird die Sprachgeschichte zur Kulturgeschichte. Die Sprachgeschichte wird zur historischen Hilfswissenschaft und damit eingebettet in die allumfassende Geschichte des Menschen.« Die Aktualität dieser Formel belegen der 1999 erschienene germanistische Sammelband *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte* und ein weiterer Aufsatz Gardts mit dem Titel *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Chancen und Risiken der Forschung* (Gardt 2012).

<sup>7</sup> Vgl. Coseriu (1979: 63–64), Vossler (1925: 67–68).

<sup>8</sup> Coseriu (1979: 73): »Das historisch bestimmende Moment war zweifelsohne das Christentum, eine geistige Bewegung, die u.a. gerade das Bewußtsein der Existenz weckte und stärkte und ihr eine wahrhaft ethische Ausrichtung verlieh. Das vulgärlateinische Futur [...] gibt in der Tat eine neue Geisteshaltung zu erkennen [...].« Im Folgenden schlägt Coseriu dann (erwartungsgemäß) den Bogen zu Augustinus und seiner Analyse der Zeitlichkeit (ebd. 73–74).

<sup>9</sup> Coseriu (1988: 65, 69–70). Die drei Ebenen des Sprechens sind für Coseriu Teil der »kulturellen Schicht« der Sprache (ebd. 70). Zum Begriff der Lebenswelt vgl. Vierhaus (1995: 7–8).

expressive Wissen – explizit als Komponenten einer kulturellen Sprachkompetenz verstanden.<sup>10</sup>

Als System für eine die Verwobenheit von Sprache und Kultur fokussierende linguistische Pragmatik schlage ich daher ein Modell vor, das vom Coseriu'schen System der Sprachkompetenz ausgeht und diese Kompetenz in grundlegender Weise als kulturelle Größe auffasst. Das so hergeleitete Modell der drei Ebenen und Perspektiven der linguistischen Pragmatik<sup>11</sup> liefert den (romanistischen) Grundriss für eine Sprachwissenschaft, die sich von ihrem Untersuchungsgegenstand her konsequent als Kulturwissenschaft definiert. Ziel meines Beitrags ist es, die in der romanischen Sprachwissenschaft verankerte Grundhaltung einer kulturbezogenen Sprachwissenschaft aus Sicht der linguistischen Pragmatik zu vertiefen und im Sinne romanistischer Theoriebildung fortzuführen.

Grundsätzlich gilt die Formel von der Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft nicht für alle Bereiche und Paradigmen der Sprachwissenschaft in gleichem Maße und ist vor allem für Fragestellungen relevant, die das Sprechen als Agieren in kulturellen und historischen Kontexten ins Zentrum stellen.<sup>12</sup> Eine solche ihrem Wesen nach zutiefst kulturbezogene Perspektive auf Sprache ist die linguistische Pragmatik: Sprachliche Interaktion erfolgt stets auf der Basis kultureller Wissenshorizonte und wirkt zugleich auf diese Wissensbestände zurück. Eine Teildisziplin der linguistischen Pragmatik, in der die Verflechtung von Sprache und Kultur besonders markant zu Tage tritt, ist die kontrastive Pragmatik. Umreißt man die kontrastive Pragmatik in einem Kurzporträt, dann ist ihr Ausgangspunkt die Feststellung, dass kommunikative Aufgaben in verschiedenen Sprachen und Kulturen in unterschiedlicher Weise bewältigt werden.<sup>13</sup> Die Erklärung dieser Vielfalt geht davon aus, dass verbale Interaktionen nicht allein auf sprachliches Wissen im Sinn einer Beherrschung unterschiedlicher historischer Einzelsprachen rekurrieren, sondern immer auch den Rückgriff auf kulturelle Normen des Miteinandersprechens einschließen. Daraus folgt als zentrale Forschungsfrage der kontrastiven Pragmatik, auf welche Weise diese Varianz als sprachliches und kulturelles Phänomen erfasst werden kann. Aus romanistischer Sicht ist der Begriff der Diskurstradition als kulturelles, das Sprechen anleitendes Wissen das maßgebliche Konzept für die Beantwortung dieser Frage.

Bekanntlich konzentrierte sich die linguistische Pragmatik auf der Ebene der Theorieentwicklung zunächst auf mögliche universelle Kategorien des sprachlichen Handelns. In dieser Schwerpunktsetzung manifestiert sich die sprachphilosophische Tradition der Pragmatik, die maßgeblich von Searle begründet und geprägt wurde.<sup>14</sup> Zentral waren hier etwa die Etablierung universeller Sprechaktklassifikationen und die Suche nach allgemeinen Prinzipien und Maximen des Sprechens, wie sie das Grice'sche Kooperationsprinzip verkörpert.<sup>15</sup> Die Konzentration auf mögliche Universalien des Sprechens schließt jedoch leicht die Tendenz ein, dass kulturelle und soziale Differenzierungen ausgeblendet werden. Die kontrastive Pragmatik bildet hier ein

---

<sup>10</sup> Die Coseriu'sche Definition, dass eine Tätigkeit dann kulturell ist, wenn sie Traditionen hervorbringt, deckt sich mit geschichtswissenschaftlichen Positionen, die den Kulturbegriff eng mit dem Phänomen verbinden, dass die (historische) Lebenswelt durch die Schöpfung von Normen und Traditionen konstruiert und ausgestaltet wird. Vgl. hierzu Vierhaus (1995: 7–8, 13).

<sup>11</sup> Vgl. Schrott (2006) und (2011: 194–197).

<sup>12</sup> Vgl. Gardt (2003: 272). Der Begriff der Kulturwissenschaft wird hier nicht im Sinne der vieldiskutierten *cultural studies* verwendet. Zu dieser Unterscheidung vgl. Gardt (2003: 271) und (2012: 294f.). Zum »cultural turn« in der Linguistik vgl. Linke (2003: 36–38).

<sup>13</sup> Zum Konzept der kommunikativen Aufgabe vgl. Fritz (1994: 178).

<sup>14</sup> Vgl. etwa Searle (1969) und (1979a).

<sup>15</sup> Grice (1989: 26–28).

wichtiges Gegengewicht, indem sie die Aufmerksamkeit auf sprachliche und kulturelle Unterschiede lenkt.<sup>16</sup>

Aus diesem Kurzporträt ergeben sich für die kontrastive Pragmatik als Disziplin im Schnittpunkt von Sprache und Kultur einerseits sowie von Universalität und Diversität des Sprechens andererseits zwei aktuelle Herausforderungen. Zum einen gilt es, die Kontraste zwischen Kulturen des Sprechens stets auch an universelle Größen rückzubinden: Die Frage nach dem Besonderen schließt auch die Frage ein, worin das Allgemeine besteht. Zum anderen geht es darum, die Verschränkung von Sprache und Kultur in der Interaktion zu präzisieren und zu klären, auf welche Weise sich Kultur und Sprache wechselseitig regulieren und in diesem Sinne als eine Systematik von *Regulans* und *Regulatum* nach Koch<sup>17</sup> beschrieben werden können.

## 2. Kontrastive Pragmatik: zwei Traditionalitäten – drei Perspektiven

Ausgangspunkt für mein Modell ist das von Eugenio Coseriu entwickelte System der Sprachkompetenz, das im Folgenden zu einem Modell der linguistischen Pragmatik umgedeutet wird.<sup>18</sup> Auf diese Weise kann die klare analytische Trennung von sprachlichem und kulturellem Wissen, universellen Regeln und historischen Traditionen für pragmlinguistische Fragestellungen genutzt werden.

Nach Coseriu ist das Sprechen als Tätigkeit durch drei Eigenschaften definiert: Das Sprechen ist eine universelle, allgemein-menschliche Tätigkeit, die sich in historischen Einzelsprachen manifestiert und die stets von Sprechern als Individuen in konkreten Kommunikationssituationen, eingebettet in die Umfelder und Kontexte des Sprechens, realisiert wird.<sup>19</sup> Diesen drei Eigenschaften entsprechen drei Ebenen des Sprechens, denen jeweils ein eigener Wissenstyp zugeordnet wird: Die universelle Ebene beinhaltet allgemein-universelle Regeln und Prinzipien des Sprechens, die historisch-einzelsprachliche Ebene umfasst das idiomatische Wissen, das zum Sprechen in konkreten Sprachen befähigt, und die individuelle Ebene erfasst die Diskurstraditionen als denjenigen Wissensbestand, der als Individuen agierende Sprecher in konkreten Dialogsituationen anleitet.<sup>20</sup> Diese drei Wissensbestände gehen in das Sprechen und damit in die (mündliche und schriftliche) Textproduktion ein; sie sind die Basis für das Verstehen von Texten und werden im Akt der Rezeption und des Textverstehens aus dem Text rekonstruiert.

---

<sup>16</sup> Zum *state of the art* in der kontrastiven Pragmatik vgl. Trosborgs Einleitung (2010: 9–10, 28–31) im Handbuch *Pragmatics across Languages and Cultures*. Ein repräsentatives Spektrum zentraler Themen und Methoden illustrieren die im genannten Handbuch versammelten Beiträge. Zu aktuellen Forschungsfragen im Bereich der *intercultural communication* vgl. auch Ajmer (2011: 1f.), Monaghan (2012: 26–30) und Piller (2012: 8–11).

<sup>17</sup> Zur Unterscheidung von *Regulans* und *Regulatum* vgl. Koch (2005: 231f.).

<sup>18</sup> Zur Sprachkompetenz und den sie konstituierenden Regeln und Traditionen des Sprechens vgl. Coseriu (1988: 70, 95–96, 121–125). Zur Rezeption dieses Modells und zum Konzept der Diskurstraditionen vgl. Koch (1997: 45–47) und (2008: 53–65), Lebsanft (2005: 30–32), Loureda (2008: 30–31, 35–36), Kabatek (2011: 91–93) sowie Wilhelm (2001: 467–470) und (2011: 125–130).

<sup>19</sup> Coseriu (1988: 70–71).

<sup>20</sup> Coseriu (1988: 75) verwendet für die drei Wissensbestände andere Benennungen und unterscheidet bekanntlich das »elokutionelle« Wissen der universellen Ebene, das »idiomatische Wissen« der historischen Ebene und das »expressive Wissen« der individuellen Ebene. Ich habe mich für die hier gewählte Begrifflichkeit entschieden, um den Unterschied zwischen allgemein-universellen *Regeln* im Unterschied zu den historischen *Traditionen* des Sprechens zu betonen. Vgl. hierzu Schlieben-Lange (1983: 138–140), Koch (1997: 45, 47–49), Oesterreicher (2001: 1558–1559) und Lebsanft (2005: 30–31).

Die genannten drei Wissenstypen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Historizität bzw. Universalität und hinsichtlich ihrer Relation zu Sprache und Sprechen (sprachlich vs. sprachbezogen). Die allgemein-universellen Regeln und Prinzipien des Sprechens sind als Wissenstyp sprachbezogen. Das Kriterium der Sprachbezogenheit meint, dass die Regeln das Sprechen anleiten und in diesem Sinne stets einen Bezug zu Sprache und Sprachgebrauch aufweisen, jedoch selbst kein sprachliches Wissen darstellen.<sup>21</sup> Die Universalität ihrerseits impliziert, dass dieser Wissenstyp dem Sprechen in allen Sprachen und Kulturen zugrunde liegt und daher weder kulturspezifisch noch historisch veränderlich ist. Ein Beispiel für eine solche allgemein-universelle Regel ist das Grice'sche Kooperationsprinzip, das als Prinzip kommunikativen Vertrauens<sup>22</sup> einen inhärenten Bezug zur sprachlichen Interaktion hat und damit wesentlich sprachbezogen ist.

Eine klare historische Bindung charakterisiert dagegen das auf der historisch-einzelsprachlichen Ebene situierte idiomatische Wissen als Beherrschung konkreter Sprachen. Dieser Wissenstyp ist sprachlicher Natur und unterliegt – der grundsätzlichen Historizität von Sprachen folgend – dem historischen Wandel. Da dieses einzelsprachliche Wissen von einer Generation an die folgende tradiert wird, spreche ich hier von »idiomatischen Traditionen«.

Der zweite historisch gebundene Wissenstyp sind die Diskurstraditionen als kultureller Leitfaden, dem die Sprecher folgen, um in einer konkreten Situation eine kommunikative Aufgabe erfolgreich zu bewältigen. Diskurstraditionen sind ein kultureller Wissensbestand, der auf das Sprechen bezogen ist, jedoch selbst kein sprachliches Wissen darstellt und von den idiomatischen Traditionen deutlich abzugrenzen ist. Die Diskurstraditionen bilden daher einen eigenen Typ von Traditionalität, dem die Sprecher folgen, wenn sie aus ihrem sprachlichen Repertoire einzelne Strukturen und Verfahren auswählen und zu einem (graphischen oder phonischen) Text arrangieren. Die Diskurstraditionen umfassen kommunikative Routinen, wie z.B. Techniken der Gesprächseröffnung oder die Realisierung einer höflichen Bitte, können aber auch komplexer angelegt sein, etwa als diskurstraditionelle Anleitung für einen Bittbrief oder eine Antrittsvorlesung. Da in jeden (phonischen oder graphischen) Text sowohl idiomatische Traditionen als auch Diskurstraditionen eingehen, stehen Texte stets in zwei Traditionalitäten. Dabei sind die Diskurstraditionen als die Selegierung sprachlicher Elemente anleitende Größe das *Regulans*, während die idiomatischen Traditionen das *Regulatum* darstellen.<sup>23</sup>

Einen Überblick über die drei Wissenstypen bietet das folgende Schema, das zudem in der dritten Zeile eine Kurzcharakteristik der drei Wissenstypen zwischen Sprache und Kultur beinhaltet:

---

<sup>21</sup> Coseriu (1988: 74, 159, 161–162, 164).

<sup>22</sup> Zum Kooperationsprinzip als universelles Prinzip des Vertrauens vgl. Lebsanft (2005: 26–27).

<sup>23</sup> Vgl. Koch (2005: 231–232).

<i>Ebene</i>	(1) universelle Ebene	(2) historisch-einzelsprachliche Ebene	(3) individuelle Ebene
<i>Regeln und Traditionen</i>	allgemeine Regeln und Prinzipien des Sprechens	idiomatische Traditionen	Diskurstraditionen
<i>Charakteristika der Wissenstypen</i>	allgemein-universell sprachbezogen	historisch sprachlich	historisch kulturell und sprachbezogen

Schema 1: Die Regeln und Traditionen des Sprechens nach Coseriu (1988)

Die Tatsache, dass das Modell der Sprachkompetenz wesentlich vom Sprechen als Tätigkeit (*energeia*) ausgeht und damit von einem Konzept, das der pragmatolinguistischen Fokussierung auf Sprachverwendung und kontextbezogenes Sprechen sehr nahe steht, ist der Ausgangspunkt für meine Umdeutung zu einem Modell der linguistischen Pragmatik, das drei Felder und Perspektiven unterscheidet:<sup>24</sup>

<i>(1) Regeln und Traditionen</i>	allgemeine Regeln und Prinzipien des Sprechens	idiomatische Traditionen	Diskurstraditionen
<i>(2) Felder der Pragmatik</i>	allgemein-universelle Pragmatik	einzelsprachliche Pragmatik	Pragmatik der Diskurstraditionen
<i>(3) Perspektiven</i>	universelle Perspektive	einzelsprachliche Perspektive	kulturelle Perspektive
<i>(4) Felder der kontrastiven Pragmatik</i>	(allgemein-universelle Pragmatik)	kontrastiv-einzelsprachliche Pragmatik	kontrastiv-interkulturelle Pragmatik
<i>(5) kontrastive Perspektive</i>	(allgemein-universelle Perspektive)	kontrastiv-einzelsprachliche Perspektive	kontrastiv-interkulturelle Perspektive

Schema 2: Die drei Perspektiven der (kontrastiven) linguistischen Pragmatik

Die ersten drei Zeilen des Schemas gelten für die linguistische Pragmatik insgesamt. Ausgehend von den drei Wissenstypen ergeben sich hier – je nach Fokussierung – drei Felder der Pragmatik (2). Die allgemein-universelle Pragmatik widmet sich allgemeinen Regeln des Sprechens, die einzelsprachliche Pragmatik untersucht sprachliche Strukturen in primär pragmatisch-funktionaler Perspektive und die Pragmatik der Diskurstraditionen richtet ihr Augenmerk auf kulturelle Traditionen und Normen, die das Sprechen (und Schreiben) in konkreten Kontexten anleiten.

<sup>24</sup> Zum Modell der drei Perspektiven der linguistischen Pragmatik und ihrer drei Wissenstypen vgl. Schrott (2006), (2011: 194–197), (2012: 108–109) und i.Dr.

Die drei Felder der linguistischen Pragmatik beinhalten ihrerseits drei verschiedene Perspektiven auf Sprache und Sprechen.<sup>25</sup> Ausgangspunkt ist die Definition der linguistischen Pragmatik als eine Perspektive, die Sprache und sprachliche Strukturen unter dem Blickwinkel der Sprachverwendung und des Sprechens in Umfeldern und Kontexten deutet.<sup>26</sup> Ausgehend von den genannten drei Feldern (Zeile 2) lassen sich drei pragmatische Perspektiven differenzieren (Zeile 3). So betrachtet die allgemein-universelle Pragmatik menschliche Rede in universeller Perspektive und steht damit zwei historisch gebundenen Sichtweisen gegenüber, in deren Zentrum entweder die Einzelsprachen als historisch veränderliche Größen oder die Diskurstraditionen als kulturelle (und damit ebenfalls historisch wandelbare) Normen der Rede stehen.

Die letzten beiden Zeilen des Schemas – Zeile (4) und (5) – adaptieren das Modell an die kontrastive Pragmatik. Auf der Ebene der Felder (4) stehen diejenigen beiden Felder im Zentrum, die Einzelsprachen und Diskurstraditionen vergleichend in den Blick nehmen: die kontrastiv-einzelsprachliche Pragmatik und die kontrastiv-interkulturelle Pragmatik.<sup>27</sup> Die kontrastiv-einzelsprachliche Pragmatik konzentriert sich auf den Vergleich zweier Einzelsprachen und ihrer idiomatischen Traditionen. Die Analyse geht hier meist von funktionsverwandten Formen in unterschiedlichen Sprachen aus und vergleicht deren pragmatische Profile. So können etwa Diskursmarker, Anredeformen oder Routineformeln (wie z.B. Begrüßungen oder Bitten) in verschiedenen Sprachen vergleichend in ihrer sprachlichen ›Substanz‹ analysiert werden. Im Zentrum der kontrastiv-interkulturellen Pragmatik dagegen stehen die Diskurstraditionen als kulturelles Wissen. Das Hauptinteresse besteht hier darin, Unterschiede in den Diskurstraditionen, denen Sprecher unterschiedlicher kultureller Gruppierungen und Gemeinschaften folgen, herauszuarbeiten. Dieser Differenzierung auf der Ebene der Felder (4) entspricht die analoge Trennung zweier Perspektiven (5): eine primär sprachvergleichend auf die idiomatischen Traditionen bezogene kontrastiv-einzelsprachliche Perspektive und eine auf die Diskurstraditionen konzentrierte kulturvergleichende kontrastiv-interkulturelle Perspektive.

Das vom integralen System der Coseriu'schen Sprachkompetenz abgeleitete Modell der (kontrastiven) Pragmatik ist ein genuin pragmatisch angelegtes Modell, in dem sowohl unterschiedliche Forschungsfragen als auch unterschiedliche Zweige der linguistischen Pragmatik präzisierend lokalisiert werden können.

Ein wesentlicher Vorteil ist, dass die in der linguistischen Pragmatik essentielle Unterscheidung zwischen sprachlichem und kulturellem Wissen im Zentrum des Modells steht und daher von den das Modell konstituierenden Parametern – universell vs. historisch, sprachlich vs. sprachbezogen – klar erfasst wird. Diese Differenzierungen sind in der gegenwärtigen Entwicklungsphase der kontrastiven Pragmatik entscheidend. Denn die kontrastive Pragmatik präsentiert sich derzeit als eine expandierende Disziplin, die zunehmend empirisch mit immer umfangreicheren Korpusdaten arbeitet,<sup>28</sup> deren Interpretation zwischen sprachlicher und kultureller Differenz eine methodische Herausforderung darstellt. Aktuelle Studien zur kontrastiven Pragmatik sind sich der problematischen Scheidung zwischen Sprachvergleich und Kulturvergleich bewusst,<sup>29</sup> doch ist die systematische Rückbindung dieser

---

<sup>25</sup> Vgl. Schrott (2006), (2011: 194–195), (2012: 108–109) und Schrott (i. Dr.).

<sup>26</sup> Verschueren (1995: 11) und (2009: 14–18), Gardt (1999: 353) und Fetzer (2011: 25–31).

<sup>27</sup> Die allgemein-universelle Pragmatik steht bei kontrastiven Fragestellungen dagegen im Hintergrund, was im Schema durch die Klammersetzung ausgedrückt wird. Die allgemein-universelle Pragmatik spielt allerdings insofern eine Rolle, als die Frage nach kulturellen oder historischen Differenzen implizit immer die Annahme allgemein-universeller Konstanten enthält.

<sup>28</sup> Vgl. etwa zum Spanischen die Beiträge in Bravo / Briz (Hg.) (2004), Schrader-Kniffki (Hg.) (2006) und Placencia / García (Hg.) (2007c). Zur Entwicklung der kontrastiven Pragmatik vgl. Trosborg (2010: 9f., 28–31) und Monaghan (2012).

<sup>29</sup> Vgl. etwa Wierzbicka (1985: 172–174), (2003: 2–4, 12–14, 25f.) und (2010: 50–55, 71–72).

Differenzierungen an ein Modell nach wie vor ein Desiderat der Forschung. Das Modell der drei Perspektiven kann der linguistischen Pragmatik ein System liefern, das es erlaubt, empirische Daten reflektiert und ganzheitlich zu deuten. Hier gilt es, die Modelle und Methoden, die in der Romanistik zur Verfügung stehen, verstärkt in den Forschungsdiskurs der (kontrastiven) Pragmatik einzubringen.

Eine weitere Qualität des vorgestellten Modells der linguistischen Pragmatik besteht darin, dass es durch die Überblendung einer universellen und zweier historischer Perspektiven das Sprechen als kulturelle Tätigkeit im Spannungsfeld von Universalität und Historizität lokalisiert. Das auf dem Coseriu'schen System der Sprachkompetenz aufbauende Modell berücksichtigt damit in der Sprachbetrachtung sowohl allgemein-universelle als auch historische Parameter. Der gegenüber kulturwissenschaftlichen Richtungen der (romanischen) Sprachwissenschaft gelegentlich erhobene Vorbehalt, sie widmeten sich unter Ausblendung des Allgemeinen zu ausschließlich dem Besonderen, kann auf diese Weise entkräftet werden.<sup>30</sup>

Das vorgestellte Modell der linguistischen Pragmatik wird in den folgenden Abschnitten exemplarisch entfaltet, und zwar am Beispiel der höflichen Bitte, die einen ›Klassiker‹ der (kontrastiven) Pragmatik darstellt.

### 3. Eine Tradition höflicher Volitionalität: Fragen als Bitten

Zur Illustration meines Drei-Ebenen-Modells greife ich auf eine kommunikative Routine zurück, in der sich die angeführten Fragestellungen – Sprache vs. Kultur, sprachliche vs. diskurstraditionelle Unterschiede – besonders salient zeigen. Es geht im Folgenden um Wendungen des Typs *Können Sie mir sagen, wann Searle in Kassel war?*, bei denen mittels eines durch Interrogativsatz versprachlichten Frageaktes eine höfliche Volition realisiert wird. Der Begriff der höflichen Volitionalität meint dabei das Phänomen, dass Willensäußerungen des Sprechers, für deren Umsetzung die Mitwirkung des angesprochenen Gesprächspartners erforderlich ist, so formuliert werden, dass sie den in einer Gemeinschaft gültigen Normen der Höflichkeit entsprechen. In Wendungen des genannten Typs wird eine bestimmte Art von Aufforderung – die höfliche Bitte – durch einen anderen Sprechakttyp – und zwar den Frageakt – geleistet. Um das Funktionieren dieser Technik zu verstehen, ist es zunächst notwendig herauszuarbeiten, worin sich Fragen und Aufforderungen als Sprechakttypen unterscheiden. Daher ist der folgende Abschnitt der Grenzziehung zwischen Frage und Aufforderung gewidmet.

#### 3.1. Frage vs. Aufforderung

Das Funktionieren einer mittels Frageakt realisierten höflichen Aufforderung gründet in der Differenzqualität von Frageakten und Aufforderungsakten. Grundsätzlich sind sowohl Fragen als auch Aufforderungen hochgradig appellative Redeakte, die den Angesprochenen aktivieren und eine bestimmte Reaktion auslösen. Diese Aktivierung erfolgt jedoch in unterschiedlicher Art und Weise. Dazu zwei Beispiele, die das Funktionieren der beiden Sprechakttypen kontrastiv verdeutlichen:

- (1) Wann war der Vortrag von Searle?
- (2) Sag' mir doch, wann der Vortrag von Searle war.

---

<sup>30</sup> Vgl. hierzu die von Meisel und Schwarze (2002) geübte Kritik an einer kulturwissenschaftlichen, an den Traditionslinien der Philologie orientierten romanistischen Linguistik, die das Allgemeine zugunsten des Besonderen vernachlässigt (ebd. 428–429, 432, 434–436).

Die Frage »Wann war der Vortrag von Searle?« (1) deutet auf ein Wissensdefizit des Sprechers hin und appelliert an den Adressaten, er möge das Defizit erkennen und die zu dessen Behebung geeignete Handlung – die Mitteilung des Datums – inferieren und ausführen.<sup>31</sup> Auf der Ebene der sprachlichen Realisierung werden Frageakte häufig durch Interrogativsätze ausgedrückt und haben damit eine Affinität zu interrogativen Strukturen, sie können jedoch auch durch andere Mittel versprachlicht werden. Entscheidend ist bei Frageakten, dass die gewünschte Handlung nicht explizit genannt wird. Vielmehr bleibt es dem Angesprochenen überlassen, den Fingerzeig auf das Defizit zu erkennen und die aufgezeigte Wissenslücke entsprechend zu schließen, indem er in geeigneter Weise die Initiative ergreift und in diesem Fall das Wissensdefizit durch das Geben der fehlenden Informationen (»Searle hat am 30. Mai 2012 in Kassel vorgetragen.«) füllt. Frageakte sind damit Sprechakte, deren hohes aktivierendes Potenzial aus der Thematisierung eines Wissensdefizits resultiert. Die gewünschte bzw. erwartete Handlung wird dabei nicht explizit formuliert. Vielmehr ist es die Aufgabe des Gesprächspartners, die vom Sprecher erwartete Handlung durch eine entsprechende Schlussfolgerung zu erkennen. Der Frageakt zielt auf diese Inferenz ab: Der Sprecher intendiert, dass der Adressat kooperativ inferiert und die implizit bleibende Handlung auf diese Weise explizit macht.<sup>32</sup> Diese Differenz in der Explizitheit unterscheidet die Beispiele (1) und (2). Denn im Unterschied zum Frageakt in (1) leistet die Aufforderung in (2) einen expliziten Ausdruck der erwarteten Handlung, die im *verbum dicendi* (»Sag' mir doch, wann ...«) explizit benannt wird.<sup>33</sup>

Die Differenzierung beider Typen wird in der linguistischen Pragmatik konträr diskutiert. In der Tradition Searles werden Frageakte häufig als Subtyp der Aufforderung (bzw. der Direktiva) gedeutet, und zwar als Spezialfall einer auf Wissensweitergabe gerichteten Aufforderung. So definiert Searle<sup>34</sup> Fragen als »requests for information«. Auf dieser Grundlage sind für Searle die Äußerungen »Tell me the name of the first President of the United States« und »What's the name of the first President of the United States?« äquivalent.<sup>35</sup> Die herausgearbeiteten Unterschiede – die Explizitheit vs. Implizitheit der gewünschten Aktion – sprechen jedoch für eine deutliche Trennung dieser beiden appellativen Typen, zumal dieser Unterschied verschiedene pragmatische Potenziale erzeugt.

Die in Frage und Aufforderung unterschiedlichen Thematisierungen der gewünschten Handlung – implizit im Frageakt, explizit-volitiv in der Aufforderung – bedingen unterschiedliche pragmatische Profile der beiden Sprechakttypen. Vergleicht man die Intensität der in (1) und (2) wiedergegebenen Äußerungen, dann wirkt die imperative Aufforderung in (2) deutlich nachdrücklicher. Der Grund ist, dass Aufforderungen durch die explizite Nennung der gewünschten Handlung den Adressaten mit dem Sprecherwillen konfrontieren, wogegen Frageakte immer eine Inferenz des Adressaten beinhalten – sei sie auch noch so klein oder konventionell.

---

<sup>31</sup> Zu Fragen als Akten der Wissensvermittlung vgl. etwa Wunderlich (1976: 159–161) und Zaefferer (2001: 212, 221). Zum aktivierenden Potenzial von Fragen vgl. Liedtke (1998: 165) und Kerbrat-Orecchioni (2001: 84–86).

<sup>32</sup> Vgl. Liedtke (1998: 165, 169), Escandell Vidal (1999: 3932f.), Schrott (2006) und (2012: 120–122).

<sup>33</sup> Zur Abgrenzung von Frage und Aufforderung vgl. Schrott (2006) und (2012: 118–119, 121f.). Zur Relation von Frage und Aufforderung vgl. ebenfalls Waldenfels (1994: 14, 55, 59) und Bucher (1994: 241–242).

<sup>34</sup> Searle ((1969: 66–67, 69).

<sup>35</sup> Die unterschiedlichen Einordnungen der Frage – Subtyp der Aufforderung vs. eigener Sprechakttyp – repräsentieren etwa Searle (1969: 66f., 69; 1979a: 9–10, 12, 29), der Frageakte den *directives* zuordnet, und Wunderlich (1976: 148, 159–161), der die Frage als von den Direktiva zu trennenden eigenen Sprechakt – den »erotetischen« Sprechakttyp – einordnet.

Die dem Frageakt inhärente Einladung zur Inferenz der gewünschten Handlung eröffnet dem Angesprochenen zwei Optionen: Er kann die (erwartete) Inferenz ziehen und die implizit gewünschte Handlung auf diese Weise explizit machen oder er verzichtet auf die Inferenzziehung, realisiert das Desiderat des Sprechers nicht und belässt die gewünschte Handlung damit gewissermaßen in ihrer Impliztheit. Diese Art der Optionalität besteht bei der Aufforderung nicht. Während Aufforderungen des Typs (2) dem Adressaten lediglich die Rolle des ausführenden Agens zuweisen, vermitteln Frageakte wie (1) dem Angesprochenen die Rolle eines kooperativen Gesprächspartners, der es versteht, aus dem aufgezeigten Wissensdefizit die richtigen Schlüsse zu ziehen.

### 3.2. Fragen als Bitten: Strukturen und Funktionen direkter Fragen

Die Verwendung von Fragen als Bitten wird in diesem Abschnitt exemplarisch an der Verwendung der Entscheidungsfrage und an einem Typ der Ergänzungsfrage aufgezeigt. Den ersten Fall der Entscheidungsfrage illustrieren die folgenden Beispiele, die repräsentative Verwendungen im Spanischen, Französischen, Deutschen und Englischen wiedergeben:

- (3) Por favor, ¿puedes pasarme el pan?<sup>36</sup>
- (4) Tu pourrais me passer le pain, s'il te plaît?
- (5) Kannst du mir bitte das Brot herübergeben?
- (6) Could you please pass the salt?<sup>37</sup>

Den zitierten Beispielen ist gemeinsam, dass die in ihnen geleisteten Frageakte sämtlich durch Interrogativsätze ausgedrückt werden. Wie bereits angemerkt, haben Frageakte zwar eine Affinität zu interrogativen Strukturen, sie können jedoch auch mit anderen Satztypen und Strukturen realisiert werden. So kann die auf ein Wissensdefizit abzielende Frage *Wo hast du das Auto geparkt?* durch eine nicht-interrogative Struktur ersetzt werden (*Ich frage dich, wo du das Auto geparkt hast; Ich möchte von dir wissen, wo du das Auto geparkt hast*). Bemerkenswert an den zitierten Frageverwendungen ist, dass sie nur als höfliche Volition funktionieren, wenn sie durch Interrogativsatzstrukturen versprachlicht werden. Eine Umformung wie *Ich frage dich, ob du mir das Brot herübergeben kannst* kann dagegen keine höfliche Volition ausdrücken. Vielmehr werden Bitten des Typs *Kannst du mir das Brot herübergeben?* exklusiv mit interrogativen Strukturen realisiert und greifen damit auf den Interrogativsatz als dasjenige sprachliche Mittel zurück, das die ausgeprägteste Affinität zu Frageakten hat.

Für alle vier Sprachen – das Deutsche, Französische, Englische und Spanische – gilt damit, dass die Technik der durch einen Frageakt versprachlichten höflichen Bitte mit der jeweiligen einzelsprachlichen Struktur des Interrogativsatzes korreliert ist. Ferner ist allen vier Beispielen gemeinsam, dass sie im propositionalen Gehalt Können und Disposition des Adressaten in den Fragefokus rücken. So wird in wörtlicher Lesart nach dem Vorhandensein eines Könnens des Sprechers gefragt (*puedes / tu pourrais / könntest du / could you*). Diese Thematisierung der Disposition spielt für die Inferenz vom Gesagten auf das Gemeinte eine wichtige Rolle. Denn indem der Sprecher das Können des Adressaten thematisiert, gibt er ihm zugleich zu verstehen, dass er als Sprecher ein Defizit hat und den Adressaten für diejenige Person hält, die diese ›Lücke‹ füllen kann. Damit dient der Frageakt im Fall der höflichen Volition nicht primär dazu,

---

<sup>36</sup> Das Beispiel wird – kontrastiv zu anderen Versprachlichtungen der Volition – von Briz (2004: 76) diskutiert.

<sup>37</sup> Dieses (klassische) Beispiel wird exemplarisch von Wierzbicka (2003: 204) vergleichend mit anderen Formen des Aufforderns diskutiert (ebd. 203–204).

die Existenz eines Könnens seitens des Adressaten zu erfragen, sondern signalisiert vielmehr, dass der Sprecher ein Defizit hat und vom Adressaten eine Kompensation erwartet. Diese durch die Frage geleistete Technik der Volition nenne ich die »direktive Frage« um klarzustellen, dass der zugrunde liegende Sprechakt eine Frage ist, deren direktive Verwendung darin besteht, dass sie den Angesprochenen per Inferenz zu einer (meist nonverbalen) Handlung aktiviert.<sup>38</sup>

Die Beispiele (3) bis (6) sind »Klassiker« der (kontrastiven) linguistischen Pragmatik bzw. der Höflichkeitsforschung und haben den Vorteil, dass sie besonders deutlich machen, dass direktive Fragen hochgradig konventionalisierte Techniken höflichen Bittens sind.<sup>39</sup> Sprachlich sind direktive Fragen sowohl syntaktisch durch ihre interrogative Struktur als auch semantisch durch die Thematisierung eines Könnens charakterisiert. Diese Markierungen tragen entscheidend zur Konventionalität und Formelhaftigkeit dieser Wendungen bei. Direktive Fragen des Typs »Por favor, ¿puedes pasarme el pan?« (3) funktionieren als kommunikative Routinen,<sup>40</sup> die *qua* Konvention mit Kontexten und konzeptuell-semantischen *frames* höflichen Bittens verknüpft werden. So werden die zitierten Beispiele als interaktionell abgefederte Aufforderungen verstanden und im Akt des Verstehens mit entsprechenden Kontexten höflichen Bittens assoziiert. Dagegen sind die wörtlichen Lesarten als Frage nach Können und Fähigkeit des Adressaten nur in markierten Kontexten vorstellbar, etwa wenn ein Sprecher mit der Frage *Kannst du mir ein Glas Wasser einschenken?* wissen will, ob ein kleines Kind diese Handlung bereits ausführen kann.

Das Phänomen, dass ein Frageakt als höfliche Volition wirkt, wird in der linguistischen Pragmatik – einer Unterscheidung Searles folgend – über das Konzept des indirekten Sprechakts beschrieben. Die Äußerung *Can you pass the salt?* stellt für Searle ein »indirect request« dar, bei dem der Sprecher eine Aufforderung vollzieht, indem er einen Frageakt realisiert.<sup>41</sup> Bei indirekten Sprechakten werden damit zwei gleichzeitig vollzogene Sprechakte angesetzt, wobei aus dem »gesagten« Sprechakt per Inferenz auf den »gemeinten« Sprechakt geschlossen wird.<sup>42</sup> Auf den Fall der direktiven Frage übertragen, impliziert dieses Modell, dass Frage und Aufforderung simultan vollzogen werden und dass vom Frageakt auf den »gemeinten« Sprechakt der Aufforderung geschlossen wird. Diese Annahme zweier unterschiedlicher, simultan realisierter Sprechakte ist jedoch problematisch, da Frage und Aufforderung im Fall der direktiven Frage unterschiedlichen Status haben. Die »gemeinte« Aufforderung ist nämlich eine Inferenz des Adressaten, die dem Verstehensakt angehört und keinen vom Sprecher vollzogenen Sprechakt darstellt. Ein weiteres Argument dafür, dass *Can you pass the salt?* bzw. *Kannst du mir das Salz herübergeben?* nur einen einzigen Sprechakt – und zwar den Frageakt – beinhalten, ist das Faktum, dass diese Technik exklusiv mit Interrogativsätzen vollzogen wird und damit fest mit demjenigen sprachlichen Kodierungsmuster verbunden ist, das in seiner Struktur das für Fragen definitorische Wissensdefizit am eindeutigsten aufzeigt und eine ausgeprägte Affinität zum

---

<sup>38</sup> Diese Benennung lehnt sich an einen Begriff von Escandell Vidal an, die diese Verwendung als eigenen Fragetyp beschreibt, und zwar als »interrogación directiva« (1988: 559–563) und (1999: 3975–3978).

<sup>39</sup> Vgl. Blum-Kulka (1987: 141, 144) und (1989: 41–43). Zur Konventionalisierung direkter Fragen in den einzelnen Sprachen vgl. zum Spanischen Escandell Vidal (1988: 559f.; 1999: 3975–3978) sowie Díaz Pérez (2003: 260); zum Französischen van Mulken (1996: 698f.), Kerbrat-Orecchioni (2001: 33–52, 85), Béal (2010: 271f.) und Frank (2011: 110–112, 115, 413–415); zum Englischen Brown / Levinson (1987: 132–134).

<sup>40</sup> Zum Begriff der kommunikativen Routine vgl. Coulmas (1981: 13).

<sup>41</sup> Dabei wird die »gemeinte« Aufforderung nach Searle (1979b: 31–32) über die Wissenskontexte der Sprecher und über das Kooperationsprinzip erschlossen. Vgl. auch Lempert (2012: 189–190).

<sup>42</sup> Zum »indirect speech act« vgl. Searle (1979b: 30–31, 43–44). Zur Diskussion des Modells des indirekten Sprechakts vgl. etwa Sökeland (1980: 90–91.), Meibauer (1986: 32–42), Haverkate (1994: 161–163) und Lempert (2012: 182–185, 189–190).

Sprechakttyp der Frage hat. Diese klare sprachliche Markierung ist der entscheidende Beweis, dass ein Frageakt vollzogen wird. Meine Erklärung geht daher nicht vom Modell der Indirektheit aus, sondern basiert auf der Definition des Frageaktes als Optionen stiftender Fingerzeig auf ein Wissensdefizit. Diese Eröffnung einer Option räumt dem Adressaten eine Entscheidungsfreiheit ein, die eine höflich-abfedernde Wirkung entfaltet.<sup>43</sup> Während Aufforderungen eine entsprechende Handlungsbereitschaft präsupponieren, setzen Frageakte diese Disposition nicht voraus, sondern machen sie zum Gegenstand der Frage. Der höfliche Effekt resultiert daraus, dass der Sprecher eine explizite Versprachlichung der gewünschten Handlung vermeidet und es bei einem Fingerzeig auf das Defizit bzw. auf sein Desiderat belässt, den der Adressat ignorieren kann, ohne dass er – wie im Falle der Aufforderung – explizit der Sprechervolition widerspricht. Die besondere Leistung leitet sich also aus genau dem Charakteristikum ab, das Frageakte von Aufforderungsakten unterscheidet.

Als grundlegendes Charakteristikum direkter Fragen wird in der Forschung deren höflicher Effekt herausgestellt. Diese Wirkung erschließt sich durch das in der Höflichkeitsforschung einflussreiche Konzept des *face*, auf dem das prominente Modell sprachlicher Höflichkeit von Brown und Levinson (1987) beruht. Als sozial vermitteltes Selbstbild beinhaltet das *face* zwei Komponenten: das »positive face« als Streben nach anerkennender Wertschätzung und das »negative face« als Bedürfnis nach selbstbestimmtem Agieren.<sup>44</sup> Daraus folgt, dass Aufforderungen überwiegend als potenziell gesichtsbedrohende Akte gesehen werden, die bei direkt-unverblümter Durchführung die Autonomie des anderen verletzen können. Dagegen erscheinen vor der Folie des *face*-Konzepts Sprechakte, die Optionen eröffnen, als eine frequente Strategie der »negative politeness«, die dem Sprecher eine Inferenz nahelegt und ihm damit auch die (mehr oder weniger fingierte) Entscheidungsfreiheit über die thematisierte Handlung überlässt.<sup>45</sup> Das Eröffnen von Optionen stellt sich damit als Technik der »negative politeness« dar, die durch das Stiften (fingierter) Optionen den Freiraum des Gesprächspartners wahrt und dessen »negative face« als eigenständig agierende Person respektiert.<sup>46</sup> Diese Sichtweise berücksichtigt allerdings zu wenig, dass die Stiftung von Optionalität zugleich auch das »positive face« bedient, indem sie dessen Bedürfnis nach Wertschätzung stillt. Denn ein Sprecher, der auf die explizite Formulierung einer Volition verzichtet und die Inferenz dem Adressaten überlässt, signalisiert damit, dass er den anderen als kooperativen Gesprächspartner einschätzt und ihm kommunikatives Vertrauen entgegenbringt. Das Eröffnen von Optionen ist damit eine Strategie, die sowohl dem »positive face« als auch dem »negative face« entgegenkommt.

Da die Eröffnung einer Option dem Gesprächspartner Entscheidungsfreiheit gibt, hat diese Strategie vor allem in Gemeinschaften, die individuellen Freiräumen große

---

<sup>43</sup> Das Konzept der Optionalität hat in der Höflichkeitsforschung Tradition, vgl. hierzu Lakoff (1973) und Leech (1983). Lakoff (1973: 298) führt bei den »rules of politeness« die Maximen »Don't impose« und »Give options« an und Leech (1983: 108, 132) versteht das Gewähren von Optionen als eine zentrale Dimension der »tact maxim«.

<sup>44</sup> Zum Konzept einer *face*-basierten Höflichkeitstheorie vgl. Brown / Levinson (1987: 61–63, 67–74). Zum Begriff des »face« vgl. Goffman (1967: 5, 12, 22f.); zu neueren Entwicklungen des *face*-Konzept in der Höflichkeitsforschung vgl. Arundale (2006: 197f.). Zur (kritischen) Rezeption des Modells von Brown und Levinson vgl. Fraser (2001: 1408f.), Locher / Watts (2005: 9–14) und Nevala (2010: 420–425).

<sup>45</sup> Bereits Searle (1979b: 48) hebt hervor, dass die »chief motivation« für indirekte Sprechakte die Höflichkeit ist. Zur Indirektheit als Strategie der »negative politeness« vgl. Brown / Levinson (1987: 131–136) und Lempert (2012: 185–187).

<sup>46</sup> Brown/Levinson (1987: 72–74, 102, 130f.). Zur Rolle des »negative face« vgl. auch Fraser (2001: 1411, 1420–1422). In der Höflichkeitsforschung wird Indirektheit bzw. Optionalität meist als Technik der »negative politeness« eingeordnet; vgl. hierzu Brown / Levinson (1987: 61–63 und 65–74), Wierzbicka (2010: 46–48), Frank (2011: 429, 441, 452f.) und Lempert (2012: 193–195).

Bedeutung beimessen, einen hohen interaktionellen Mehrwert.<sup>47</sup> Diese Tendenz ist jedoch keinesfalls eine Universalie, denn es finden sich auch Gemeinschaften, in denen vielmehr Techniken der Direktheit bevorzugt werden, da sie mit einer hoch im Kurs stehenden affektiv-herzlichen Haltung verbunden werden.<sup>48</sup> So betont etwa Wierzbicka, dass polnische Sprecher Direktheit als Ausdruck von Herzlichkeit und Wertschätzung höher gewichten als das Gewähren von Optionen und daher dazu tendieren, Volitionen mit imperativischen Aufforderungsakten zu realisieren, die soziale Nähe transportieren.<sup>49</sup> Solche Formen des Aufforderns, die weitgehend auf Optionalität verzichten, sind als kommunikative Praxis in Gemeinschaften verwurzelt, in denen das Konzept des *positive face* dominiert und in denen folglich Nähe und Direktheit als Ausweis von Herzlichkeit und Zuneigung hohen Stellenwert besitzen. Diese Differenz in der Wertehierarchie thematisiert die folgende Anekdote aus dem Buch *Manieren* von Asfa-Wossen Asserate (2003: 327):

Eine alte Freundin aus polnischem Kleinadel erzählte mir, daß ihre Eltern, wenn sie von einem Abendessen auf dem Land nach Hause zurückkehrten, oft den gleichen Dialog aufführten. »Es war ein schöner Abend, das Essen war gut«, sagte der Vater, und die Mutter antwortete: »Es hätte aber etwas mehr genötigt werden können«.

Die Strategie, mit einem Frageakt eine Aufforderung als Option zu realisieren, ist also ein kulturabhängiges Muster. Der Status der direktiven Frage wird daher im folgenden Abschnitt an die drei Perspektiven der linguistischen Pragmatik und deren Wissensbestände rückgebunden.

#### 4. Die doppelte Traditionalität direkter Fragen

##### 4.1. Direktive Fragen als kulturelles Wissen

Wie die vorangehenden Abschnitte zeigen, ist die direktive Frage in mehreren Sprach- und Kulturräumen etabliert und findet sich neben dem Deutschen etwa auch im Französischen, Spanischen und Englischen. Sie ist damit eine Technik höflicher Volitionalität, die nicht an eine bestimmte historische Einzelsprache gebunden ist, sondern sprachübergreifend zum Einsatz kommt. Allerdings sind direkte Fragen nicht in allen Sprachen in gleichem Maße als Routinen gebräuchlich und es finden sich auch Sprechergemeinschaften, in denen dieses Verfahren keine bzw. eine weniger etablierte kommunikative Gewohnheit darstellt.<sup>50</sup>

Die Charakteristika direkter Fragen als kommunikative Routine zwischen Sprache und Kultur erschließen sich vor der Folie der drei Ebenen und Perspektiven der linguistischen Pragmatik. Wie die Beispieldiskussion illustriert, ist die direktive Frage zwar eine sprachübergreifend realisierte Routine, sie ist jedoch keine universelle Technik, die in allen Sprachen und Kulturen Verwendung findet, und gehört damit nicht den allgemein-universellen Regeln des Sprechens an. Angesichts der drei kategorialen

---

<sup>47</sup> Vgl. Brown/Levinson (1987: 14) und Fraser (2001: 1406–1416).

<sup>48</sup> Dies zeigen bereits frühe Untersuchungen von »requests« und »apologies« im von Blum-Kulka u.a. herausgegebenen Sammelband *Cross-Cultural Pragmatics: Requests and Apologies* (1989). Zur kontrastiven Pragmatik als Gegenpol zur (universalistisch) angelegten Sprechakttheorie vgl. Blum-Kulka / House / Kasper (1989: 5–9, 23–25) und Wierzbicka (2003: 25–26, 453–455).

<sup>49</sup> Wierzbicka (1985: 165–166, 170–171), (2003: 67–69) und (2010: 46–48); vgl. hierzu auch Blum-Kulka / House / Kasper (1989: 1, 4) und Ogiermann (2012: 43, 45).

<sup>50</sup> Nach Wierzbicka (1985: 151–154; 2003: 32–37) sind direkte Fragen im Polnischen weit restriktierter als im Englischen. Eine ähnliche Tendenz zur Direktheit arbeitet Wierzbicka (2010: 50–53) bei »requests« im Russischen (kontrastiv zum Englischen) heraus.

Wissensbestände bleibt folglich zu klären, ob direktive Fragen zu den idiomatischen Traditionen des Sprechens oder aber zu den Diskurstraditionen zählen.

Die direktive Frage ist ein Verfahren, bei dem interrogative Strukturen als sprachliche Mittel benutzt werden, um den Sprechakt einer höflichen Bitte zu realisieren. Sie ist damit an bestimmte Satztypen gebunden, die – um im Schema der drei Wissenstypen zu bleiben – idiomatische Traditionen des Deutschen, Spanischen, Französischen und Englischen darstellen. Die direktive Frage greift auf diese einzelsprachlichen Strukturen zurück und nimmt im einzelsprachlichen Material Gestalt an, sie selbst ist jedoch kein Teil der Einzelsprache, sondern eine kulturelle Tradition, deren Wirkungsbereich nicht mit Sprachgrenzen zusammenfällt. Diese Differenzierung ist auch in der Fremdsprachendidaktik zu berücksichtigen. Denn während Interrogativsatz oder Imperativsatz sprachliche Strukturen sind, ist die höfliche Eröffnung von Optionen eine kulturspezifische Tradition, die als kulturspezifisches Wissen zu vermitteln ist. Die Schwierigkeit der vorgestellten kommunikativen Routinen liegt daher nicht im sprachlichen Material, sondern in der (möglichen) Differenz der Diskurstraditionen des Auffordern und Bittens.

Deutet man diese Charakteristika im Modell der Regeln und Traditionen des Sprechens, dann zeigt sich, dass die direktive Frage keine idiomatische Tradition ist, sondern eine kulturell bestimmte Diskurstradition des Sprechens. Die direktive Frage als Diskurstradition höflicher Volitionalität leitet die Interaktanten darin an, aus dem Repertoire der historischen Einzelsprache den Interrogativsatz als geeignetes Mittel zur Realisierung einer höflichen Bitte auszuwählen.<sup>51</sup> Bemerkenswert ist hier, dass die direktive Frage als Diskurstradition engstens mit der idiomatischen Tradition des Interrogativsatzes verbunden ist. Diese Korrelation gewährleistet, dass die diskurstraditionelle Routine höflichen Bittens sprachlich klar markiert und leicht als Konvention zu identifizieren ist.<sup>52</sup> Bezieht man den Fall der direktiven Frage auf die eingangs erwähnte Unterscheidung von *Regulans* und *Regulatum*, dann sind die interrogativen Strukturen als von der Diskurstradition selektierte Elemente das *Regulatum*, wogegen die direktive Frage als Diskurstradition die Rolle des *Regulans* erfüllt.

#### 4.2. Die Diskurstradition(en) der direktiven Frage: eine sprachvergleichende Stichprobe

Innerhalb der Diskurstradition der direktiven Frage findet sich in den verschiedenen Sprachen ein unterschiedlich breites Spektrum einzelsprachlicher Varianten. So können neben Entscheidungsfragen auch Ergänzungsfragen als direktive Fragen fungieren. Aus dem Spektrum der Ergänzungsfragen greife ich eine Technik heraus, die mit einem negierten kausalen Ergänzungsinterrogativsatz operiert und vor allem am Beispiel des Englischen intensiv untersucht wurde:

- (7) Why don't you bring your chair up to my desk and we'll work on it?<sup>53</sup>
- (8) Why don't you take your coat off?<sup>54</sup>

---

<sup>51</sup> Vgl. hierzu auch Blum-Kulka (1989: 65f.) und Jung / Schrott (2003: 394).

<sup>52</sup> Festzuhalten ist also, dass diese kommunikative Routine keine ›Mischform‹ aus Frage und Aufforderung ist, wie etwa Sadock (1974: 104f., 112) postuliert, der Äußerungen wie *Can you pass the salt?* als »whimperative« bezeichnet.

<sup>53</sup> Beispiel aus Wierzbicka (2003: 211).

<sup>54</sup> Das Beispiel wird in Jung / Schrott (2003: 349) diskutiert. Die höfliche Einladung des anglophonen Gastgebers wird von deutschen Sprechern als Informationsfrage gedeutet. Zur Übersetzung von Sprechakten aus kontrastiv-pragmatischer Sicht vgl. auch House (1997: 82–83).

Die beiden negierten Ergänzungsinterrogativsätze des Typs *Why don't you...?* rücken den Grund, warum eine Handlung bisher nicht ausgeführt wurde (bzw. gegenwärtig noch nicht ausgeführt wird), in den Fragefokus. Doch analog zu den bereits unter 3.2. besprochenen Beispielen (3) bis (6) geht es auch hier nicht um die Schließung eines Wissensdefizits, sondern um eine höfliche Volition des Sprechers, der den Adressaten einlädt, sich zu ihm zu setzen (7) bzw. den Mantel abzulegen und ein wenig zu bleiben (8). Die idiomatische Tradition des mit *why* eingeleiteten negierten Ergänzungsinterrogativsatzes wird also genutzt, um dem Adressaten die Inferenz nahezu legen, dass es keinen Grund gibt, die in der Proposition genannte Handlung zu unterlassen. Die dem Adressaten überlassene Erkenntnis, dass nichts gegen die Realisierung der Handlung spricht, wirkt dann als Fingerzeig, die Handlung auszuführen und damit den Wunsch des Sprechers zu erfüllen.<sup>55</sup> Diese Technik der negierten kausalen Entscheidungsfrage ist nicht auf das Englische beschränkt und findet sich ebenfalls frequent im Spanischen:

- (9) ¿Por qué no coges el teléfono?<sup>56</sup>  
(10) ¿Por qué no la acompañas a coger un taxi?<sup>57</sup>

Aufschlussreich ist nun der Blick auf das Deutsche und Französische. Während die Können und Disposition des Adressaten fokussierende direktive Entscheidungsfrage im Englischen, Spanischen, Französischen und Deutschen als konventionalisierte kommunikative Routine fest verankert ist, ergibt sich im Fall der direktiven Ergänzungsfrage ein differenziertes Bild. Dazu eine kleine Testreihe mit Sprecherbefragungen:

- (11) ¿Por qué no la acompañas a coger un taxi?  
(12) Warum begleitest du sie nicht nach unten, um ein Taxi zu nehmen?  
(13) Pourquoi tu ne descends pas avec elle pour prendre un taxi?

Wie Sprecherbefragungen der beiden Übertragungen ins Deutsche und Französische zeigen, ist die Formel für deutsche und französische Sprecher als Technik der optionalen Aufforderung deutlich weniger als Routine etabliert. So deuten etwa Spanisch-Studierende mit Muttersprache Deutsch die spanische Originalversion in Beispiel (11) meist als Wissensfrage und assoziieren einen Adressaten, der die erwähnte Frau nicht begleiten möchte und daher nach dem Grund für sein Verhalten gefragt wird.<sup>58</sup> Präsentiert man deutschen Muttersprachlern die deutsche Version (12), dann wird diese Äußerung von den meisten Probanden als Frage nach dem Grund verstanden. Analog gestaltet sich die Situation im Französischen. Hier wird (13) ebenfalls primär mit Situationen assoziiert, in denen tatsächlich nach dem Grund für ein Verhalten des Adressaten gefragt wird, wogegen Situationen des Bittens kaum evoziert werden. Dies legt die Schlussfolgerung nahe, dass Äußerungen dieses Typs in aller Regel nicht als Bitten verstanden und auch nicht als optionale Aufforderungen eingesetzt werden. Aufschlussreich für diesen Fall ist zudem die Reaktion eines französischen

---

<sup>55</sup> Die so suggerierte Handlung kann dem Nutzen des Sprechers dienen, sie kann aber auch eine Einladung zu einer Handlung sein, die im Interesse des Adressaten liegt.

<sup>56</sup> Dieser Klassiker der Forschung wird u.a. von Mulder (2003: 181) angeführt.

<sup>57</sup> Das Beispiel stammt aus dem Film *Todo sobre mi madre* von Pedro Almodóvar und wird – mit Bezug auf das Spanische – von Monjour (2006: 25) besprochen.

<sup>58</sup> Entsprechend enthält die deutsche Synchronfassung des Almodóvar-Films an dieser Stelle keine direktive Frage, sondern eine durch einen Imperativsatz versprachlichte Aufforderung, die durch die Abtönungspartikel *doch* abgefedert wird (*Geh doch mit ihr hinunter und ruf ein Taxi*; Monjour 2006: 25). Hier entscheidet sich der Übersetzer mit gutem Grund gegen eine Wiedergabe mit Interrogativsatz, die für die deutschsprachigen Rezipienten überwiegend die Lesart einer Wissensfrage hätte.

Muttersprachlers, der zur französischen Variante (13) bemerkt: »erreur classique des anglophones ou anglomanes«.

Der Blick auf das Deutsche, Spanische, Französische und Englische zeigt, dass die direktive Entscheidungsfrage in allen vier Sprachen belegt ist. Dagegen ist die direktive Ergänzungsfrage, die im Englischen und Spanischen den Status einer kommunikativen Routine hat, im Deutschen und Französischen als Routineformel deutlich weniger etabliert.<sup>59</sup> Die idiomatische Tradition eines mit *warum / why / pourquoi / por qué* eingeleiteten Ergänzungsinterrogativsatzes steht in allen hier aufgeführten Sprachen zur Verfügung, sie kann jedoch – so meine Hypothese – nur von englischen und spanischen Sprechern »routiniert« als Technik der direktiven Frage gewählt werden. Sprechern des Deutschen und Französischen dagegen steht diese Tradition nicht (bzw. in deutlich geringerem Maße) als Formel höflicher Volitionalität zur Verfügung.

Vor dem Hintergrund einer kulturell verstandenen Sprachkompetenz stellt sich die Frage, wie diese Differenz auf der Ebene der Diskurstraditionen zu erklären ist. Eine mögliche Deutung wäre, dass es eine Diskurstradition der direktiven Entscheidungsfrage und eine Diskurstradition der direktiven Ergänzungsfrage (Typ *Why not...?*) gibt und diese beiden Traditionen in den jeweiligen Sprach- und Kulturräumen unterschiedlich verbreitet sind. Eine solche Erklärung wäre jedoch rein additiv angelegt und würde dem Faktum nicht gerecht, dass beide Verwendungstypen nach dem gleichen Muster funktionieren und in analoger Weise auf der Optionalität von Frageakten aufbauen. Eine stichhaltigere Erklärung ist daher, dass beiden Varianten – Entscheidungsfrage und Ergänzungsfrage – die gleiche Diskurstradition zugrunde liegt, die als *Regulans* unterschiedliche interrogative Strukturen auswählt, um den Effekt höflichen Bittens zu erreichen. Die Besonderheit der Diskurstradition der direktiven Frage liegt darin, dass sie in verschiedenen Sprachen unterschiedliche Wirkmächtigkeit hat und – wie die kleine Stichprobe zeigte – im Englischen und Spanischen mehr interrogative Strukturen selektieren kann als im Deutschen oder Französischen. Damit ist in allen vier Sprachen die gleiche Diskurstradition der direktiven Frage als kommunikative Gewohnheit in Gebrauch. Der Unterschied besteht darin, dass die direktive Frage im Englischen und Spanischen auf mehr interrogative Strukturen zurückgreifen kann als im Französischen oder Deutschen. Die direktive Frage ist daher eine Diskurstradition, die in verschiedenen Sprachen mit unterschiedlicher Komplexität realisiert wird.

Das im vorangegangenen Abschnitt herausgearbeitete Faktum, dass sich im Spanischen im Vergleich zum Deutschen eine größere Vielfalt direkter Fragetypen findet, könnte als Indiz für eine dominanteren Kultur der Optionalität im Spanischen gewertet werden. Allerdings finden sich zu dieser Hypothese leicht Gegenbeispiele. Ein solches Gegenbeispiel ist die im Spanischen frequente Verwendung des Imperativs bei Aufforderungen, wobei der Imperativ zudem häufig redupliziert wird.<sup>60</sup> Diese imperativischen Volitionen werden in der Forschung häufig als Indiz für einen direkt-nachdrücklichen Interaktionsstil des Spanischen gedeutet.<sup>61</sup> Zur Illustration folgen

---

<sup>59</sup> Nach Wierzbicka (1985: 152f.; 2003: 32–37) finden sich im Polnischen Verwendungen der direktiven Entscheidungsfrage, doch sind Aufforderungen des Typs *Why don't you...?* im Polnischen nicht gebräuchlich und werden nicht als *pragmatic idiom* erkannt (1985: 174).

<sup>60</sup> Zu den (reduplizierten) Imperativverwendungen im Spanischen vgl. Monjour (2006: 26f.).

<sup>61</sup> Für diesen Befund würde eine Studie von Curcó (1998) sprechen, die Direktiva im peninsularen und im mexikanischen Spanisch vergleicht. Ein Ergebnis ist, dass Imperative im europäischen Spanisch frequenter sind und als weniger nachdrücklich bzw. »unhöflich« beurteilt werden als dies im mexikanischen Spanisch der Fall ist, wogegen einer via Interrogativsatz realisierten konventionellen Bitte in beiden Gemeinschaften der annähernd gleiche Höflichkeitsgrad zugewiesen wird (1998: 148–150). Vgl. zu imperativischen Volitionen auch die Forschungen von Wierzbicka, die die hohe Frequenz von Imperativen im Polnischen mit der *positive politeness culture* der polnischen Sprecher begründet (1985: 154–156; 1991: 36f.) – ein Ergebnis, das auch die Studie von Ogierman (2012: 41–43) bestätigt.

einige Beispiele aus *Todo sobre mi madre*, die jeweils das spanische Original und die deutsche Synchronfassung kontrastieren:<sup>62</sup>

- (14) Acompáñame al estudio  
Kommst Du mit mir ins Atelier?
- (15) Siéntate, Huma  
Willst Du Dich setzen, Huma?
- (16) Pasad, pasad  
Kommen Sie bitte rein.
- (17) Pare, pare  
Halt, bleiben Sie stehen.

Der Übersetzungsvergleich zeigt, dass im Deutschen der Imperativ in mehrfacher Weise abgemildert wird: In (14) und (15) werden statt eines Imperativs direkte Fragen gewählt und der gedoppelte Imperativ in (16) und (17) wird durch einen einfachen Imperativ wiedergegeben, der in (16) zudem durch ein abtönendes *bitte* abgemildert wird.<sup>63</sup>

Die Beispiele zeigen auf diese Weise stichprobenartig auf, dass die sprachlichen Realisierungsmuster der Volitionalität im Spanischen keineswegs einheitlich einer Strategie zuzuweisen sind und nicht durchgängig von einem Wert – Optionalität vs. herzliche Direktheit – dominiert sind. So wie es verkürzt wäre, aus der im Spanischen verglichen mit dem Deutschen komplexeren Diskurstradition der direktiven Frage auf eine spanische Kultur der Optionalität zu schlussfolgern, so wäre es auch voreilig, von der im Spanischen rekurrenteren Verwendung des (reduplizierten) Imperativ auf eine durchgängige Kultur nachdrücklich-herzlicher Direktheit zu schließen.

Die so konstatierte Vielfalt der Techniken und Traditionen der Volitionalität erklärt sich zu einem großen Teil aus der Diversität der Kontexte und Umfelder des Sprechens. Die Aktanten wählen aus dem diskurstraditionellen Repertoire entsprechend den Parametern der Sprechsituation – soziale Rollen, Grad der Nähe oder Distanz usw. – diejenigen Diskurstraditionen und sprachlichen Mittel aus, die eine kommunikativ angemessene und erfolgreiche Umsetzung des Sprecherwillens leisten können.<sup>64</sup> So erscheint die Diskurstradition der direktiven Frage *grosso modo* als eine Technik kommunikativer Distanz, wogegen der reduplizierte Imperativ als Strategie interaktioneller Nähe wirkt. Dennoch sind die Parameter der Sprechsituation nicht die einzige relevante Größe für die Wahl einer bestimmten kulturellen Technik. Vielmehr spielen auch die kulturellen Prägungen der Sprecher – ihre kommunikativen Erfahrungen, Überzeugungen und Haltungen – eine entscheidende Rolle für die Auswahl einer bestimmten Diskurstradition. Kommunikative Konstellationen lassen den Sprechern einen Freiraum, innerhalb dessen die Aktanten zwischen unterschiedlichen Diskurstraditionen wählen können – eine Wahl, die auch von der kulturellen Gruppierung mitbestimmt wird, der ein Sprecher angehört. Dieser Aspekt der (kulturellen) Gruppenbildung wird Gegenstand des fünften Kapitels sein.

---

<sup>62</sup> Beispiele zitiert nach Monjour (2006: 25f.). Monjourns Studie von Aufforderungen im Film *Todo sobre mi madre* belegt exemplarisch die Vielfalt sprachlicher Muster der Aufforderung und die in die Wahl dieser Muster einfließenden Faktoren.

<sup>63</sup> In der Forschung findet sich entsprechend die Hypothese, dass Optionalität bzw. Indirektheit im modernen Spanisch geringer ausgeprägt seien als etwa im Englischen oder Deutschen. Vgl. hierzu Díaz Pérez (2003: 253–254) und Siebold (2008: 104–105).

<sup>64</sup> Zu diesen Parametern vgl. etwa die kontrastive Studie von Blum-Kulka / House (1989: 131, 137–138).

#### 4.3. Exkurs: Ein Blick auf die universelle Ebene: direktive Fragen und das Kooperationsprinzip

Einleitend wurden zwei Wissenstypen genannt, die das Sprechen anleiten: die historisch-kulturspezifischen Diskurstraditionen und die allgemeinen Regeln und Prinzipien des Sprechens, die als universelle Regeln auch die Diskurstraditionen grundieren. Der folgende Exkurs skizziert, wie die Diskurstradition der direktiven Frage an das von Grice formulierte Kooperationsprinzip angeschlossen werden kann.<sup>65</sup>

In der Höflichkeitsforschung wird mehrfach betont, dass höfliches Sprechen in vielen Fällen den Maximen des Kooperationsprinzips widerspricht oder zumindest zu widersprechen scheint.<sup>66</sup> Auch die direktive Frage präsentiert sich im Licht der Grice'schen Maximen zunächst als ein Verfahren, das die Maxime der Relevanz (*Maxim of Relation*) und die auf die Klarheit (*perspicuitas*) der Rede zentrierte Maxime der Art und Weise (*Maxim of Manner*) möglicherweise verletzt. Denn da Aufforderungen den in der Kommunikationssituation relevanten Sprecherwillen mit großer Eindeutigkeit versprachlichen und vom Adressaten keine Inferenz einfordern, besitzen sie als Sprechakte große Klarheit und Relevanz. Die direktive Frage dagegen erfordert eine (wenn auch konventionalisierte) Inferenzziehung, sie hat grundsätzlich zwei Lesarten (konventionalisierte Bitte vs. Frage nach dem Können) und besitzt damit eine grundlegende Ambiguität, auch wenn in den meisten Fällen die Auswahl der angemessenen Lesart keine größeren Probleme bereitet. Eine Aufforderung des Typs *Geh doch ans Telefon!* erscheint in dieser Sichtweise relevanter und klarer als die direktive Frage *¿Por qué no coges el teléfono?.* Aufgrund ihrer Optionalität erwecken direktive Fragen also den Eindruck, die Maximen der Relevanz und der Klarheit nur partiell zu realisieren bzw. zu unterlaufen, indem sie lediglich einen Fingerzeig auf den Sprecherwillen geben, diese Volition jedoch nicht aussprechen.

Die direktive Frage kann jedoch in zweierlei Weise – extern und intern – an das Kooperationsprinzip angeschlossen werden. Zum einen kann das Kooperationsprinzip als eine Größe aufgefasst werden, die extern durch weitere Regeln – etwa ein Prinzip der Höflichkeit – ergänzt werden kann.<sup>67</sup> In dieser Perspektive erscheint höfliches Sprechen als ein ›Mehrwert‹, den ein Interaktant zusätzlich zum Kooperationsprinzip erbringt und das Stiften einer Option wird als externer, das Prinzip der Kooperation ergänzender ›Mehrwert‹ interpretiert. Zum anderen können verbale Höflichkeit und Optionalität jedoch auch ›intern‹ innerhalb des Kooperationsprinzips erklärt werden. So wird im Fall der direktiven Frage die Inferenzziehung über die formale Korrelation mit dem Interrogativsatz deutlich signalisiert und funktioniert damit als bekannte Konvention. Direktive Fragen sind daher bezogen auf die Grice'schen Maximen nicht notwendig weniger klar oder relevant als Aufforderungen, da sie in einer Gesprächskultur der Optionalität leicht zu identifizieren sind. Zu berücksichtigen ist darüber hinaus, dass Relevanz und Klarheit Werte sind, die kulturspezifischen Modifikationen unterliegen: Eine Volition, die in einer Kulturgemeinschaft als angenehm klar bewertet wird, kann in einer anderen Gemeinschaft als überdeutlich gelten.<sup>68</sup> Darüber hinaus hängt die Bewertung direkter Fragen vor der Folie der Grice'schen Maximen stark vom Idealtyp des kooperativen Gesprächspartners ab, den eine Gemeinschaft kultiviert. Die ›verminderte‹ Relevanz und Klarheit direkter Fragen setzt auf einen Adressaten, der das Geben von Optionen erkennt und zu schätzen weiß, und gibt dem Gesprächspartner auf diese Weise gleichsam einen kommunikativen Vertrauensvorschuss. Die hier skizzierte Anbindung an die Maxime der Relevanz ist

<sup>65</sup> Vgl. Grice (1989: bes. 26–28). Zu den Kommunikationsprinzipien als Basis der Dialogorganisation vgl. Lebsanft (2005: 26–27).

<sup>66</sup> Schon Grice (1989: 28) deutet an, dass das *cooperative principle* durch andere Maximen – etwa die Maxime *Be polite* – zu ergänzen sei.

<sup>67</sup> Vgl. Grice (1989: 28–29) und Leech (1983: 10, 81–82).

<sup>68</sup> Vgl. Blum-Kulka/House (1989: 132–136) und Wierzbicka (2003: 32–33).

ein Hinweis darauf, dass Techniken höflichen Sprechens kein isoliertes Wertesystem bilden, sondern an das *cooperative principle* und seine Maximen angeschlossen werden können.

## 5. Zwei Traditionen, zwei Typen der Gruppenbildung: Sprachgemeinschaften vs. diskurstraditionelle Konfigurationen

Ein wesentliches Ziel kontrastiv-pragmatischer Untersuchungen ist es, ausgehend von im kommunikativen Repertoire verankerten Sprechakten oder Techniken des Sprechens unterschiedliche Kulturen der Interaktion zu identifizieren und auf diese Weise verschiedene kulturelle Gruppierungen zu erkennen und zu beschreiben. Die methodischen Herausforderungen dieser Forschungsfrage sind Gegenstand dieses Kapitels.

### 5.1. Das Konzept der kulturellen Konfiguration

Die Konzepte der idiomatischen Tradition und der Diskurstradition wurden bisher genutzt, um in das Sprechen eingehende Wissensbestände präziser als bisher (sprachlich vs. sprachbezogen) zu differenzieren. Diese Scheidung erlaubt jedoch auch unterschiedliche Perspektiven auf die Aktanten, die beide Traditionstypen tradieren. Unter einem »Aktanten« verstehe ich dabei einen Sprecher, der Traditionen des Sprechens – idiomatische oder kulturelle – im sprachlichen Alltag anwendet und weitergibt. Diese Aktanten und ihr Zusammenschluss zu Gruppen und Gemeinschaften werden im Folgenden näher in den Blick genommen.

Auf der Ebene der Einzelsprachen gehören die Aktanten Sprachgemeinschaften an, die sich durch die gemeinsamen idiomatischen Traditionen konstituieren: Ein Sprecher gehört zu einer Sprachgemeinschaft, weil er eine bestimmte Sprache als Muttersprache (oder Fremdsprache) spricht. Die Beherrschung einer Sprache im Sinne der ›Verfügungsgewalt‹ über die idiomatischen Traditionen ist ohne weitere flankierende Stützungen völlig ausreichend, um den Sprecher zu einem Mitglied der Sprachgemeinschaft zu machen. Aktanten, die eine bestimmte historische Einzelsprache sprechen, gehören der durch diese Sprache konstituierten Gemeinschaft an und schöpfen ihre Identität als Sprecher zu einem großen Teil aus ihrer Zugehörigkeit zu dieser Sprachgemeinschaft.<sup>69</sup> Als Aktantengruppierungen sind Sprachgemeinschaften ferner dadurch charakterisiert, dass sie durch die Sprachwahl deutlich voneinander abgegrenzt und konturiert sind. Ferner zeichnen sich Sprachgemeinschaften dadurch aus, dass sie historische Größen darstellen, die in der Geschichte wirksam werden und auch aus diesem Grund für die Mitglieder der Gemeinschaft stark identitätsstiftend wirken.<sup>70</sup>

Im Fall der Diskurstraditionen gestaltet sich die Gruppenbildung in zum Teil analoger Weise. So wie die idiomatischen Traditionen einer Sprache von der Sprachgemeinschaft angewandt und tradiert werden, so werden auch Diskurstraditionen von den Aktanten, die diese kulturelle Tradition beherrschen, getragen und an künftige Generationen überliefert. Allerdings ergeben sich für die Konstituierung und die

---

<sup>69</sup> Beherrschen Sprecher mehrere Einzelsprachen als Muttersprache(n) oder Fremdsprache(n), dann gehören sie dementsprechend auch mehreren Sprachgemeinschaften an. Da Sprecher jedoch nur eine begrenzte Zahl an Sprachen (aktiv und ausreichend gut) beherrschen können, stellt die Zugehörigkeit zu Sprachgemeinschaften im kommunikativen Alltag eine limitierte Größe dar.

<sup>70</sup> Vgl. Coseriu (1988: 86, 158–160) und dazu Lebsanft (2005: 32).

Verfasstheit dieser diskurstraditionellen Aktantengruppen zwei wichtige Unterschiede gegenüber den Sprachgemeinschaften.<sup>71</sup>

Der erste Unterschied betrifft die Beschaffenheit der Gruppierungen, die idiomatische Traditionen bzw. Diskurstraditionen tragen. Denn während Sprachgemeinschaften historisch manifestierte Makrostrukturen sind, bilden die Aktanten, die eine Diskurstradition anwenden – sei es die direktive Frage, sei es eine Technik der Gesprächseröffnung oder eine Tradition des Erzählens – meist kleinräumigere und lockerer verbundene Gruppierungen, die als historische Größen deutlich weniger sichtbar und konturiert sind als Sprachgemeinschaften. Bringt man Sprachgemeinschaften und diskurstraditionelle Gruppierungen zur Deckung, dann überlagern die kulturellen Gruppierungen als Mikrostrukturen die Makrostruktur der Sprachgemeinschaften und durchziehen diese wie ein feines Netz. Um diesen Unterschied auch begrifflich zu verdeutlichen, bezeichne ich diese Gruppierungen – in Absetzung von den *Sprachgemeinschaften* – als »diskurstraditionelle Konfigurationen«. Die unterschiedliche Strukturiertheit bedingt bereits, dass Sprachgemeinschaften und kulturelle Konfigurationen keinesfalls deckungsgleich sind, sondern sich in unterschiedlichster Weise überlappen und überschneiden. Werden Diskurstraditionen nur von einer kleinen Gruppe von Aktanten ausgeübt, dann sind die sie tragenden kulturellen Konfigurationen relativ klein, können aber dennoch in mehrere Sprachgemeinschaften hineinreichen. Ein Beispiel hierfür ist die (schon von Coseriu angeführte) Diskurstradition des Sonetts, die lediglich von einer kleinen Aktantengruppe beherrscht wird, deren Mitglieder jedoch verschiedenen Sprachgemeinschaften angehören.<sup>72</sup> Im Fall der direktiven Frage dagegen liegt eine Diskurstradition vor, die von einer umfangreichen kulturellen Konfiguration beherrscht wird, die verschiedene Sprachgemeinschaften umfasst.

Der zweite Unterschied betrifft die Art und Weise der Gruppenbildung und der Gruppenzugehörigkeit im Bereich der Diskurstraditionen. Betrachtet man das Beispiel der direktiven Frage als einer verhältnismäßig einfachen und weit verbreiteten Diskurstradition, dann kann man alle Aktanten, die diesen Fragetyp anwenden, zu einer durch diese Diskurstradition charakterisierten kulturellen Konfiguration zählen. Allerdings wäre die Gruppe aller Aktanten, die direktive Fragen anwenden und tradieren, eine kulturell nur wenig profilierte Konfiguration, die man kaum als kulturell eng verbundene Gruppierung mit innerem Zusammenhalt betrachten würde. Sinnvoll wäre es in diesem Zusammenhang dagegen, von einer kulturellen Aktantengruppierung auszugehen, die eine höfliche Kultur der Optionalität pflegt, doch würde man hier die direktive Frage nicht als alleinige Qualifikation nehmen, sondern noch weitere Diskurstraditionen der Optionalität bzw. Indirektheit einbeziehen.

Ein weiteres aufschlussreiches Beispiel für die diskurstraditionelle Gruppenbildung ist die Textgattung des Märchens und die Diskurstradition, Texte dieser Gattung mit der Formel »Es war einmal...« einzuleiten. Auch im Fall des Märchens bilden alle Aktanten, die diese Gattung beherrschen und praktizieren, eine diskurstraditionelle Konfiguration. Allerdings stellt sich auch hier die Frage, ob die so etablierte kulturelle Konfiguration den Charakter einer fest zusammengeschlossenen Gemeinschaft hat. So erscheint es zumindest fraglich, ob alle Aktanten, die diese Formel und die dazugehörige Textgattung beherrschen, in aussagekräftiger Weise einer diskurstraditionell fundierten »Gemeinschaft der Märchenerzähler« zugeordnet werden können. Vielmehr gilt es zu klären, ob nicht jenseits der Beherrschung der Einleitungsformel und der Textgattung noch andere Qualitäten – etwa eine (semi-) professionelle Tätigkeit als Märchenerzähler – notwendig sind, um einen Aktanten in sinnvoller Weise einer »Gemeinschaft der Märchenerzähler« zuzuordnen.

---

<sup>71</sup> Zur Diskussion um diese Gruppierungen vgl. Lebsanft (2006: 535–537), Wilhelm (2011: 124–126, 129f.).

<sup>72</sup> Vgl. Coseriu (1988: 158f., 160).

Das Beispiel des Märchens und der ›Märchenerzähler‹ weist auf einen wichtigen Unterschied zwischen Sprachgemeinschaft und diskurstraditioneller Konfiguration hin: Während die Kenntnis einer Sprache Menschen zu Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft macht, begründen Diskurstraditionen zwar kulturelle Konfigurationen, diese haben aber nicht *per se* den Charakter einer Gemeinschaft und die Kenntnis der Diskurstradition reicht nicht in jedem Fall aus, um einen Aktanten als Mitglied einer kulturellen Gemeinschaft zu etablieren. Dieses Phänomen zeigt sich besonders deutlich im Fall religiöser Texte und Formeln, wie sie etwa Priester verwenden. So bilden Priester nicht allein deshalb eine klar abgrenzbare Gruppe, weil sie bestimmte ihnen vorbehaltenen Texte verwenden, sondern weil sie über die Beherrschung der Texte hinaus durch weitere kulturelle und soziale Faktoren verbunden sind.<sup>73</sup> Daraus folgt, dass die perfekte Beherrschung einschlägiger Texte einer bestimmten religiösen Diskursdomäne nicht ausreicht, um einen Aktanten zu einem Mitglied der Gemeinschaft der Priester zu machen – hierzu bedarf es noch anderer Weihen. Die Kenntnis der entsprechenden Diskurstraditionen ist für die Mitgliedschaft notwendig, aber nicht hinreichend. Pointiert gesagt: Alle Priester beherrschen als eine (von mehreren) Voraussetzungen für die Zugehörigkeit zu ihrer Gemeinschaft die einschlägigen Diskurstraditionen, aber die Beherrschung dieser Diskurstraditionen allein macht noch keinen Aktanten zum Priester: *L'habit fait le moine!*

Die Beispielreihe belegt so, dass Sprachen als Komplex idiomatischer Traditionen klar abgrenzbare und historisch manifeste Sprachgemeinschaften begründen, deren Mitglieder diesen Gemeinschaften *qua* Sprache und damit *qua* idiomatischer Tradition angehören. Die Diskurstraditionen und ihre Aktanten dagegen sind vielschichtiger gelagert. Diskurstraditionen sind die kulturelle Grundlage für diskurstraditionelle Konfigurationen als Gruppe derjenigen Aktanten, die eine bestimmte Diskurstradition beherrschen. Diese Konfigurationen haben allerdings nicht in jedem Fall den Charakter einer kulturellen Gemeinschaft. Damit Diskurstraditionen historisch manifeste und klar konturierte kulturelle Gruppierungen bzw. Gemeinschaften von Aktanten bilden, muss eine rein diskurstraditionelle Konfiguration durch weitere soziale und kulturelle Faktoren angereichert und näher bestimmt werden.

## 5.2. Kulturelle Konfigurationen als Einheit der kontrastiven Pragmatik: einige Überlegungen zum Spanischen und darüber hinaus

Im vorangegangenen Abschnitt wurden durch historische Einzelsprachen konstituierte Sprachgemeinschaften den diskurstraditionell basierten kulturellen Konfigurationen gegenüber gestellt. Diese Abgrenzung bedeutet, dass Studien, die eine kulturelle Diskurstradition betreffen, sich primär nach kulturellen Einheiten orientieren müssen. Allerdings wird die Grenzziehung zwischen Sprachgemeinschaften und kulturellen Konfigurationen leicht unterlaufen. Untersucht man etwa –wie in der vorliegenden Studie – die direktive Frage im Spanischen, dann wird in dieser Forschungsfrage eine Diskurstradition als kulturelle Größe mit einer Sprache verknüpft. Diese Verknüpfung ist methodisch unproblematisch, wenn begleitend klargestellt wird, dass Sprachraum und Kulturraum nicht gleichgesetzt werden. Zwei Klärungen sind hier entscheidend: Erstens muss deutlich werden, dass die direktive Frage keine idiomatische Tradition des Spanischen darstellt, und zweitens gilt es herauszuarbeiten, dass diese Diskurstradition der höflichen Volition aufgrund ihrer Kulturgebundenheit nicht ungeprüft für den gesamten spanischen Sprachraum angesetzt werden darf, sondern vermutlich kulturellen Differenzierungen innerhalb der Hispanophonie unterliegt.

---

<sup>73</sup> Diese Illustration greift das bekannte Beispiel Coserius (1988: 86) auf. Bei Coseriu dient das Beispiel der Priester primär dazu aufzuzeigen, dass Sprachen und Diskurstraditionen in unterschiedlicher Weise historisch sind. Zur Problematik der ›Diskursgemeinschaft‹ vgl. ferner Lebsanft (2006: 532) und (i. Dr.).

Ein weiterer Bereich, in dem die Trennung von Sprache und Kultur leicht unscharf wird, ist die Suche nach kulturellen Leitlinien, welche die Interaktionskulturen in den verschiedenen Kulturräumen und Kulturgemeinschaften bestimmen. Diese Suche entspricht dem Ziel der interkulturellen Pragmatik, zusammen mit der Sprachkompetenz kulturelle Leitmaximen für das Agieren in einer (Fremd-)Sprache zu vermitteln. Zahlreiche Studien zur kontrastiven Pragmatik gehen der Frage nach, welche Interaktionsstile die einzelnen Kulturgemeinschaften auszeichnen und welche allgemeinen Tendenzen die jeweiligen Gemeinschaften charakterisieren. Eine sich anschließende häufige Forschungsfrage ist dann, welcher Grad an Optionalität oder Direktheit in verschiedenen Gemeinschaften – in vergleichbaren Kommunikationssituationen – angemessen und kommunikativ erfolgreich ist. Im Falle der Volition wird etwa untersucht, welcher Grad an Optionalität (bzw. *indirectness*) in einer bestimmten soziokulturellen Konstellation gewählt wird.<sup>74</sup> Eine Prämisse solcher Forschungsfragen ist häufig, dass Sprachgemeinschaften in ihren Interaktionsmustern durchgängig durch eine bestimmte Kultur des Sprechens charakterisiert sind, die sämtliche Diskurstraditionen gründet. Diese Gleichsetzung kann partiell zutreffen, da Sprachgemeinschaften als identitätsstiftende Größe auch kulturelle Gemeinsamkeiten schaffen, sie kann jedoch im Bereich der Diskurstraditionen nicht vorausgesetzt werden, da deren Gültigkeitsbereich bekanntlich gerade nicht mit den Sprachen bzw. Sprachräumen zusammenfällt. Aufgrund der Vielfalt der für einen Sprechakt relevanten Parameter der Sprechsituation gestaltet sich die Suche nach einer kulturellen Leitlinie sehr komplex und liefert häufig lediglich Tendenzen und Mittelwerte. Die unter Abschnitt 4 diskutierten Stichproben deuten ebenfalls skizzenartig an, dass die Suche nach einem einheitlichen Interaktionsstil im Bereich der Volitionalität – und vermutlich in dialogischen Interaktionen allgemein – nur bedingt klare Trends und Tendenzen ergeben kann.

Die Suche nach kulturellen Leitlinien und Maximen impliziert, dass man über die vielfältigen, oft kleinräumig angelegten diskurstraditionellen Konfigurationen hinaus zu größeren Einheiten vorzudringen sucht. Auf der Ebene der kulturellen Aktantengruppen ist die kulturelle Konfiguration zunächst die kleinste Einheit. Die Mikrostruktur dieser Konfigurationen legt jedoch das Erkenntnisinteresse nahe, von diesen kleinen Einheiten ausgehend größere Gruppierungen zu etablieren. Eine solche Einheit ist die Kulturgemeinschaft als eine soziale Größe, die gemeinsame Wertehierarchien teilt und eine gemeinsame kulturelle Identität pflegt. Die Suche nach solchen Kulturgemeinschaften führt jedoch über mehrere methodische Klippen. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, wie in der (kontrastiven) linguistischen Pragmatik kulturelle Räume und Gemeinschaften konzipiert werden. So finden sich für das Spanische zunehmend Untersuchungen, die kulturelle Interaktionsmuster in ausgewählten Bereichen der Hispanophonie untersuchen. Dabei fällt auf, dass zahlreiche Studien Phänomene verbaler Höflichkeit in unterschiedlichen Nationalitäten in den Blick nehmen und sich etwa auf das mexikanische oder argentinische Spanisch konzentrieren.<sup>75</sup> Einer solchen Grenzziehung können zwei Annahmen zugrunde liegen.

---

<sup>74</sup> So vergleichen Blum-Kulka/House (1989: 149f.) etwa *requests* und *apologies* bei Sprechern des argentinischen Spanisch, des Hebräischen, des Französischen in Kanada und des Deutschen mit dem Ergebnis, dass die »Argentinian Spanish speakers« die direktesten sind, während deutsche Sprecher sich in der Mitte des Kontinuums bewegen. Ähnlich geht eine Untersuchung von Márquez Reiter (2000) vor, die *Linguistic Politeness in Britain and Uruguay* untersucht und zu dem Ergebnis kommt, dass die hispanophonen Sprecher einen »general trend« zu höherer Direktheit haben (2000: 139–141, 171).

<sup>75</sup> Ein besonders schlagendes Beispiel sind die im von Placencia und García herausgegebenen Band *Research on Politeness in the Spanish Speaking World* (2007c) versammelten Beiträge, die Techniken und Traditionen höflichen Sprechens mehrfach bezogen auf einzelne Nationalstaaten untersuchen. Zu nennen wäre hier etwa der Beitrag von Curcó (2007) zum mexikanischen Spanisch. Auch im Sammelband von Placencia und Bravo (2002) zur verbalen Höflichkeit in der hispanophonen Welt gehen etliche Beiträge von nationalen Grenzziehungen aus. Zu dieser Problematik vgl. auch Piller (2012: 4–7).

Zum einen ist denkbar, dass etwa das argentinische Spanisch – um ein Beispiel herauszugreifen – als eine einzelsprachliche Varietät innerhalb der Hispanophonie aufgefasst wird, deren diskurstraditionelle Techniken Gegenstand der Analyse sind. In dieser Perspektive ist das argentinische Spanisch ein sprachlich durch idiomatische Traditionen einer Varietät definierter Teil des spanischen Sprachraums und die linguistische Studie gilt den in diesem Sprachraum verwendeten Diskurstraditionen. Eine zweite Möglichkeit ist jedoch, dass das argentinische Spanisch nicht als sprachlich definierter Raum, sondern vielmehr als kultureller Raum verstanden wird. In diesem Fall wird Argentinien als kulturelle Einheit konzipiert, die durch gemeinsame kulturelle Normen und Wertehierarchien charakterisiert ist und folglich auch eine eigene Interaktionskultur besitzt. Setzt man in dieser Weise Argentinien – oder eine andere (staatliche) Einheit der Hispanophone – als von benachbarten Kollektiven abgrenzbare Kulturgemeinschaft an, dann speist sich dieses Gemeinschaftskonstrukt entscheidend aus dem Konzept der Nation.<sup>76</sup>

Aufschlussreich ist, dass die in kontrastiven Studien damit oftmals verdeckt präsente Idee der Nation im Modell der Sprachkompetenz ebenfalls eine Rolle spielt. So wird die Geschichte einer Sprache und der sie tragenden Sprachgemeinschaft – explizit oder implizit – häufig mit dem Konzept der Nation verbunden. Wie Lebsanft herausarbeitet<sup>77</sup>, hängt die Unterscheidung zweier unterschiedlicher Typen von Historizität bei Coseriu – die Geschichtlichkeit der Sprachen vs. die historische Bedingtheit der Diskurstraditionen – (auch) damit zusammen, dass Coseriu das Historische zumindest partiell mit dem durch die Einzelsprache definierten Nationalen gleichsetzt.<sup>78</sup> Das Element des Nationalen und des Nationalcharakters ist in der kontrastiven Pragmatik ebenfalls implizit präsent, wenn etwa Diskurstraditionen der Volition an kulturelle Gruppen rückgebunden werden.<sup>79</sup> Denn die Mikrostruktur einer kulturellen Konfiguration ruft nahezu immer nach der Einbettung in eine umfassendere kulturelle Gemeinschaft, die über ein Repertoire von Werten und Normen von anderen Einheiten abgegrenzt werden kann. Im Bereich der kontrastiven Pragmatik wäre es in diesem Zusammenhang erhellend, das bei der Analyse von kulturellen Stilen oft ›subkutane‹ Konzept der Nation als Kulturgemeinschaft offen zu legen und explizit zu diskutieren, inwiefern der Begriff der Nation und dessen aktuelle Diskussion hier eingebaut werden kann, um von den kleinräumigen kulturellen Konfigurationen diskurstraditionellen Zuschnitts zu den Kulturgemeinschaften als größeren Einheiten zu gelangen.

## 6. Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft – Kulturwissenschaft als Sprachwissenschaft?

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war es, die Formel von der Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft aus romanistischer Sicht zu deuten und dabei auf ein in der romanischen Sprachwissenschaft verankertes Modell – das Coseriu'sche System der Sprachkompetenz in einer pragmlinguistischen Adaptation – zu nutzen. Dabei galt das Augenmerk am Beispiel der direktiven Frage der kontrastiven Pragmatik als einer

---

<sup>76</sup> Placencia / García nehmen in ihrem Vorwort (2007a: XV) sowohl Bezug auf sprachliche Varietäten als auch auf «national cultures» als Quelle soziokultureller Phänomene wie Höflichkeit. Vgl. auch Placencia / García (2007b: 376–377).

<sup>77</sup> Lebsanft ((2005: 32).

<sup>78</sup> Coseriu (1988: 86). Vgl. hierzu auch Lebsanft (2011: 11) und Wilhelm (2011: 127, 129).

<sup>79</sup> Zur oft impliziten Gleichsetzung von Kultur und Nation vgl. kritisch Piller (2012: 10f.). Zur Diskussion um den Begriff der Nation zwischen Sprachgemeinschaft und Kulturgemeinschaft und zur sprachlichen und kulturellen Konstruktion diese Konzepts vgl. Gardt (2004: 369–371, 373–374).

linguistischen Disziplin, bei der sich die Frage nach den sprachlichen und kulturellen Komponenten der Interaktion besonders virulent stellt.

Das Konzept der Diskurstraditionen als kulturelles und sprachbezogenes Wissen legitimiert in grundsätzlicher Weise eine kulturbezogen betriebene Sprachwissenschaft. Denn wenn in jeden (phonischen oder graphischen) Text diskurstraditionelles Wissen eingeht und alle Texte und Äußerungen auf diese Weise einer diskurstraditionellen Formung unterliegen, dann ist es gerechtfertigt, sämtliche sprachliche Phänomene auch auf ihre Kulturgebundenheit hin zu analysieren, selbst wenn der diskurstraditionelle Einfluss sich als gering erweisen sollte.<sup>80</sup> Unerlässlich dagegen ist die kulturelle Perspektive bei Forschungsfragen, in deren Zentrum Diskurstraditionen und deren Interaktion mit dem idiomatischen Wissen stehen. Wie das Beispiel der direktiven Frage zeigte, funktionieren kommunikative Routinen nicht als idiomatische Traditionen, sondern sind Teil der diskurstraditionellen Kompetenz. Daraus folgt, dass die Analyse solcher Routinen eine Sprachwissenschaft fordert, die immer auch Kulturwissenschaft ist.

Die Formel von der Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft lädt jedoch auch zu einer Umkehrung ein und zur Frage, inwiefern die Kulturwissenschaft eine sprachwissenschaftliche Komponente hat. Ausgangspunkt dieser Umkehrung ist, dass der Begriff der Kultur häufig über das Konzept der Gewohnheit als Summe der Traditionen einer Gemeinschaft oder Gruppe definiert wird.<sup>81</sup> Dieses Verständnis der Kultur als Summe der Gewohnheiten kann sowohl auf die Sprache als auch auf die Diskurstraditionen angewandt werden. So konstituieren die idiomatischen Traditionen als sprachliche Gewohnheiten eine Sprachgemeinschaft und bilden in diesem Sinne eine kulturelle Einheit. In analoger Weise formen auch die Diskurstraditionen als kulturelles Wissen einen Komplex von Gewohnheiten, der kulturelle Kollektive ausformt und damit ebenfalls kulturelle Einheiten erzeugt.

Der so umrissene Blickwinkel auf Sprache und Kultur verdeutlicht, dass sich Kultur als Untersuchungsobjekt zu einem großen Teil in der Sprache und durch die Sprache manifestiert und dass Kulturwissenschaft stets auch Sprachliches und sprachwissenschaftliche Reflexionen einschließt.<sup>82</sup> In diesem Licht betrachtet ist nicht nur die Sprachwissenschaft in mehr oder weniger hohem Grade immer eine Kulturwissenschaft, sondern auch die Kulturwissenschaft beinhaltet ihrerseits stets eine sprachwissenschaftliche Komponente und ist damit – je nach Forschungsfrage in unterschiedlichem Maße – immer auch Sprachwissenschaft. Kulturwissenschaft als Sprachwissenschaft: Diese Umkehrung ist ein Motto, das meines Erachtens mit Nachdruck in die derzeitige Diskussion um die zunehmend in die traditionellen Sprach- und Textwissenschaften hinein expandierenden »cultural studies« eingebracht werden muss.<sup>83</sup>

---

<sup>80</sup> Vgl. Gardt (2003: 272, 278).

<sup>81</sup> So definiert Hansen (1995: 15) die Kultur als »Gesamtheit der Gewohnheiten eines Kollektivs« (zitiert bei Gardt 2003: 271). Eine ähnliche Definition findet sich bei Vierhaus (1995: 8, 13–14).

<sup>82</sup> Vgl. Linke (2003: 36–38, 44–46).

<sup>83</sup> Zur Expansion der »cultural studies« in den Bereich der Sprachwissenschaft und der Philologien vgl. kritisch Gardt (2003: 288) und (2012: 296–297).

Literatur

- Aijmer, K. (2011): »Introduction«, in: dies. (Hg.): *Contrastive Pragmatics*. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins, 1–4.
- Arundale, R. B. (2006): »Face as relational and interactional: A communication framework for research on face, facework and politeness«, *Journal of Politeness* 2, 193–216.
- Asserate, A.-W. (2003): *Manieren*. München: dtv.
- Baldinger, K. (1961): »Sprache und Kultur. Zur Entwicklung der modernen Sprachwissenschaft«, in: *Ruperto-Carola* 29 (Jg.13), 29–46.
- Baldinger, K. (1968): »Sprachgeschichte und Kulturgeschichte«, in: *Ruperto-Carola* 45 (Jg.20), 82–90.
- Béal, C. (2010): *Les interactions quotidiennes en français et en anglais: de l'approche comparative à l'analyse des situations interculturelles*. Bern u.a.: Peter Lang.
- Blum-Kulka, S. (1987): »Indirectness and politeness in requests: same or different?«, *Journal of Pragmatics* 11, 131–146.
- Blum-Kulka, S. (1989): »Playing it Safe: The Role of Conventionality in Indirectness«, in: S. Blum-Kulka u.a. (Hg.) 1989, 37–70.
- Blum-Kulka, S. / J. House (1989): »Cross-Cultural and Situational Variation in Requesting Behaviour«, in: S. Blum-Kulka u.a. (Hg.) 1989, 123–154.
- Blum-Kulka, S. / J. House / G. Kasper (1989): »Investigating Cross-Cultural Pragmatics: An Introductory Overview«, in: S. Blum-Kulka u.a. (Hg.) 1989, 1–34.
- Blum-Kulka, S. u.a. (Hg.) (1989): *Cross-Cultural Pragmatics: Requests and Apologies*. Norwood: Ablex.
- Bratt Paulston, C. u.a. (Hg.) (2012): *The Handbook of Intercultural Discourse and Communication*. Oxford: Blackwell.
- Briz, A. (2004): »Cortesía verbal codificada y cortesía verbal interpretada en la conversación«, in: D. Bravo, A. Briz (Hg.): *Pragmática sociocultural: estudios sobre el discurso de cortesía en español*. Barcelona: Ariel.
- Brown, P. / S. C. Levinson (1987): *Politeness. Some Universals in Language Use*. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
- Bucher, H.-J. (1994): »Frage-Antwort-Dialoge«, in: G. Fritz, F. Hundsnurscher (Hg.): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen: Niemeyer, 239–258.
- Christmann, H. H. (1974): *Idealistische Philologie und moderne Sprachwissenschaft*. München: Fink.
- Coseriu, E. (1979): »Über das romanische Futur«, in: E. Coseriu: *Sprache. Strukturen und Funktionen. 12 Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft*. Tübingen: Narr, 61–76.
- Coseriu, E. (1988): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Bearbeitet und herausgegeben von H. Weber. Tübingen: Francke.
- Coulmas, F. (1981): *Routine im Gespräch. Zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik*. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion.
- Curcó, C. (1998): »¿No me harías un favorcito?: reflexiones en torno a la expresión de la cortesía verbal en el español de México y el español peninsular«, in: Haverkate u.a. (Hg.) 1998, 129–171.
- Curcó, C. (2007): »Positive Face, Group Face, and Affiliation: An Overview of Politeness Studies on Mexican Spanish«, in: M. E. Placencia, C. García (Hg.) 2007c, 105–120.
- Díaz Pérez, F. J. (2003): *La cortesía verbal en inglés y en español. Actos de habla y pragmática intercultural*. Jaén: Universidad de Jaén.

- Escandell Vidal, M. V. (1988): *La interrogación en español. Semántica y pragmática*. Madrid: Universidad Complutense.
- Escandell Vidal, M. V. (1999): »Los enunciados interrogativos: aspectos semánticos y pragmáticos«, in: I. Bosque, V. Demonte (Hg.): *Gramática descriptiva de la lengua española*, Bd. 3. Madrid: Espasa Calpe, 3929–3992.
- Fetzer, A. (2012): »Pragmatics as a linguistic concept«, in: W. Bublitz, N. R. Norrick (Hg.) *Foundations of Pragmatics*, Berlin/New York: De Gruyter, 23–50.
- Frank, B. (2011): *Aufforderung im Französischen. Ein Beitrag zur Geschichte sprachlicher Höflichkeit*. Berlin / New York: De Gruyter.
- Fraser, B. (2001): »The form and function of politeness in conversation«, in: K. Brinker u.a. (Hg.): *Text und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, 2. Halbband. Berlin / New York: De Gruyter, 1406–1425.
- Fritz, G. (1994): »Grundlagen der Dialogorganisation«, in: G. Fritz, F. Hundsnurscher (Hg.): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen: Niemeyer, 177–201
- Gardt, A. (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin / New York: De Gruyter.
- Gardt, A. (2003): »Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft«, in: U. Haß-Zumkehr, C. König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen: Wallstein Verlag, 271–288.
- Gardt, A. (2004): »Nation«, in: U. Ammon u.a. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft 2.*, vollständig neu bearbeitete u. erweiterte Auflage, 1. Halbband. Berlin / New York: De Gruyter, 369–378.
- Gardt, A. (2012): »Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Chancen und Risiken der Forschung«, in: P. Maitz (Hg.): *Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate*. Berlin / New York: De Gruyter, 289–300.
- Gardt, A. / U. Haß-Zumkehr / T. Roelcke (Hg.) (1999): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin / New York: De Gruyter.
- Goffman, E. (1967): »On Face-Work. An Analysis of Ritual Elements in Social Interaction«, in: ders. *Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior*. New York: Pantheon Books, 5–45.
- Grice, H. P. (1989): »Logic and conversation«, in: ders.: *Studies in the Way of Words*. Cambridge, Mass./London: Harvard University Press, 22–40 (zuerst in: P. Cole, J. L. Morgan (Hg.): *Syntax and Semantics, Bd. 3: Speech Acts*. New York: Academic Press, 41–58).
- Hansen, K. P. (1995): *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen / Basel: Francke.
- Haverkate, H. (1994): *La cortesía verbal. Estudio pragmalingüístico*. Madrid: Gredos.
- Haverkate, H. u.a. (Hg.) (1998): *La pragmática lingüística del español: Recientes desarrollos*. Amsterdam: Rodopi.
- House, J. (1997): *Translation Quality Assessment – A Model Revisited*. Tübingen: Narr.
- Jung, V. / A. Schrott (2003): »A question of time? Question types and speech act shifts from a historical contrastive perspective: Some examples from Old Spanish and Middle-English«, in: K. M. Jaszcolt, K. Turner (Hg.): *Meaning through Language Contrast*, Bd. 2. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins, 345–371.
- Kabatek, J. (2011): »Diskurstraditionen und Genres«, in: S. Dessì Schmid u.a. (Hg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Narr, 89–100.

- Kerbrat-Orecchioni, C. (2001): *Les actes de langage dans le discours. Théorie et fonctionnement*. Paris: Nathan.
- Koch, P. (1997): »Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik«, in: B. Frank u.a. (Hg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*. Tübingen: Narr, 43–79.
- Koch, P. (2005): »Sprachwandel und Sprachvariation«, in: A. Schrott, H. Völker (Hg.) 2005, 229–254.
- Koch, P. (2008): »Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: el ejemplo del tratamiento vuestra merced en español«, in: J. Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las tradiciones discursivas*. Frankfurt am Main/Madrid: Vervuert, 53–87.
- Lakoff, R. (1973): »The Logic of Politeness; or: Minding your P's and Q's«, *CLS 9: Papers from the ninth regional meeting of the Chicago linguistic society*, 292–305.
- Lebsanft, F. (2005): »Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte«, in: A. Schrott, H. Völker (Hg.) 2005, 25–44.
- Lebsanft, F. (2006): »Sprecher zwischen Tradition und Innovation: Zum Problem von »Diskurstraditionen« und »Diskursgemeinschaften« am Beispiel der Sprache der Politik«, *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 531–548.
- Lebsanft, F. (2011): »Stufen der énonciation und mehrfache Rahmung: Textstrukturen in Colard Mansions *Liure de boece de consolation de phylosophye*«, in: W. Dahmen u.a. (Hg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen*. Tübingen: Narr, 3–31.
- Lebsanft, F. (i. Dr.): »Aktualität, Individualität und Geschichtlichkeit. Zur Diskussion um den theoretischen Status von Diskurstraditionen und Diskursgemeinschaften«, in: F. Lebsanft, A. Schrott (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Methoden, Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Bonn: Bonn University Press, Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leech, G. (1983): *Principles of Pragmatics*. New York / London: Longman.
- Lempert, M. (2012): »Indirectness«, in: C. Bratt Paulston u.a. (Hg.) 2012, 180–204.
- Liedtke, F. (1998): *Grammatik der Illokution. Über Sprechhandlungen und ihre Realisierungsformen im Deutschen*. Tübingen: Narr.
- Linke, A. (2003): »Sprachgeschichte – Gesellschaftsgeschichte – Kulturanalyse«, in: H. Henne u.a. (Hg.): *Germanistische Linguistik: Konturen eines Faches*. Tübingen: Niemeyer, 25–65.
- Locher M. A. / R. Watts (2005): »Politeness Theory and Relational Work«, in: *Journal of Politeness Research* 1, 9–33.
- Loureda, Ó. (2008): »Zur Frage der Historizität von Texten«, in: *Romanistisches Jahrbuch* 58, 29–60.
- Márquez Reiter, R. (2000): *Linguistic Politeness in Britain and Uruguay: A Contrastive Study of Requests and Apologies*. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins.
- Meibauer, J. (1986): *Rhetorische Fragen*. Tübingen: Niemeyer.
- Meisel, J. M. / C. Schwarze (2002): »Romanistische Linguistik heute. Das Besondere und das Allgemeine«, in: *Romanische Forschungen* 114, 423–444.
- Monaghan, L. (2012): »Perspectives on Intercultural Discourse and Communication«, in: C. Bratt Paulston u.a. (Hg.) 2012, 19–36.
- Monjour, A. (2006): »*Pasad, pasad – Kommen Sie bitte 'rein*. Pedro Almodóvar, los actos de habla y la comparación intercultural«, in: M. Schrader-Kniffki (Hg.): *La cortesía en el mundo hispánico. Nuevos contextos, nuevos enfoques metodológicos*. Frankfurt am Main: Vervuert, 15–42.
- Mulder, G. (2003): »¿Por qué no coges el teléfono?« in: H. Haverkate u.a. (Hg.): *Aproximaciones pragmalingüísticas al español*. Amsterdam: Rodopi, 181–207.

- Mulken, M. van (1996): »Politeness Markers in French and Dutch Requests«, *Language Sciences* 1, 698–702.
- Nevala, M. (2010): »Politeness«, in: A. H. Jucker, I. Taavitsainen (Hg.): *Historical Pragmatics*, Berlin/New York: De Gruyter, 419–450.
- Ogiermann, E. (2012): »About Polish Politeness«, in: L. Ruiz de Zarobe, Y. Ruiz de Zarobe (Hg.): *Speech Acts and Politeness across Languages and Cultures*. Bern u.a.: Peter Lang, 27–52.
- Oesterreicher, W. (2001): »Historizität – Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel«, in: M. Haspelmath u.a. (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*, Bd. 2, 2. Halbband, Berlin / New York: De Gruyter, 1554–1595.
- Piller, I. (2012): »Intercultural Communication: An Overview«, in: C. Bratt Paulston u.a. (Hg.), 3–18.
- Placencia, M. E. / D. Bravo (Hg.) (2002): *Actos de habla y cortesía en español*. München: Lincom.
- Placencia, M. E. / C. García (2007a): »Preface«, in: dies. (Hg.) 2007c, XIII–XVII.
- Placencia, M. E. / C. García (2007b): »Salient Trends and Directions for Future Research«, in: dies. (Hg.) 2007c, 369–383.
- Placencia, M. E. / C. García (Hg.) (2007c): *Research on Politeness in the Spanish Speaking World*. London: Erlbaum.
- Sadock, J. M. (1974): *Toward a Linguistic Theory of Speech Acts*. New York u.a.: Academic Press.
- Schlieben-Lange, B. (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart u.a.: Kohlhammer.
- Schrader-Kniffki, M. (Hg.) (2006): *La cortesía en el mundo hispánico. Nuevos contextos, nuevos enfoques metodológicos*. Frankfurt am Main: Vervuert.
- Schrott, A. (2006): *Fragen und Antworten in historischen Kontexten. Ein Beitrag zur historischen Dialoganalyse und zur historischen Pragmatik am Beispiel altspanischer literarischer Texte*. Habilitationsschrift, Ruhr-Universität Bochum.
- Schrott, A. (2011): »Von der Lebendigkeit der Heiligenleben. Traditionen der Dialoggestaltung bei Gonzalo de Berceo«, in: M. Unzeitig u.a. (Hg.): *Redeszenen in der mittelalterlichen Großepik. Komparatistische Perspektiven*. Berlin: Akademie Verlag, 193–212.
- Schrott, A. (2012): »Heiligenrede in altspanischen Texten. Redeakte, Dialogprofile und Techniken der Redeinszenierung bei Gonzalo de Berceo«, in: N. Miedema u.a. (Hg.): *Sprechen mit Gott. Redeszenen in mittelalterlicher Bibeldichtung und Legende*. Berlin: Akademie Verlag, 107–126.
- Schrott, Angela (i. Dr.) »A matter of tradition and good advice: Dialogue analysis and corpus pragmatics in Old Spanish texts«, in: Andreas H. Jucker, I. Taavitsainen (Hg.): *Diachronic Corpus Pragmatics*. Amsterdam / Philadelphia: Benjamins.
- Schrott, A. / H. Völker (Hg.) (2005): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*. Göttingen: Göttinger Universitätsverlag.
- Searle, J. R. (1969): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, J. R. (1979a): »A Taxonomy of Illocutionary Acts«, in: ders.: *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press, 1–29.
- Searle, J. R. (1979b): »Indirect Speech Acts«, in: ders.: *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press, 30–57.

- Siebold, K. (2008): *Actos de habla y cortesía verbal en español y en alemán. Estudio pragmalingüístico e intercultural*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Sökeland, W. (1980): *Indirektheit von Sprechhandlungen. Eine linguistische Untersuchung*. Tübingen: Niemeyer.
- Trosborg, A. (2010): »Introduction«, in: dies. (Hg.): *Pragmatics across Languages and Cultures*. Berlin / New York: De Gruyter Mouton, 1–39.
- Verschueren, J. (1995): »The pragmatic perspective«, in: ders. (Hg.): *Handbook of Pragmatics*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 1–19.
- Verschueren, J. (2009): »Introduction: The pragmatic perspective«, in: J. Verschueren, J.-O. Östman: *Key notions for Pragmatics*. Amsterdam / Philadelphia, 1–27.
- Vierhaus, R. (1995): »Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten«, in: H. Lehmann (Hg.): *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*. Göttingen: Wallstein Verlag, 7–28.
- Vossler, K. (1925): *Geist und Kultur in der Sprache*. Heidelberg: Winter (Neuaufgabe München 1960: Dobbeck).
- Waldenfels, B. (1994): *Antwortregister*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wierzbicka, A. (1985): »Different cultures, different languages, different speech acts«, *Journal of Pragmatics* 9, 145–178.
- Wierzbicka, A. (2003): *Cross-Cultural Pragmatics. The Semantics of Human Interaction*. 2. Auflage. Berlin / New York: De Gruyter.
- Wierzbicka, A. (2010): »Cultural Scripts and intercultural communication«, in: A. Trosborg (Hg.): *Pragmatics across Languages and Cultures*. Berlin / New York: Mouton de Gruyter, 43–78.
- Wilhelm, R. (2001): »Diskurstraditionen«, in: Martin Haspelmath u.a. (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien*, 1. Halbband. Berlin / New York: De Gruyter, 467–477.
- Wilhelm, R. (2011): »Die *Scientific Community* – Sprachgemeinschaft oder Diskursgemeinschaft? Zur Konzeption des Wissenschaftssprache bei Brunetto Latini und Jean d’Antioche«, in: W. Dahmen u.a. (Hg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen*. Tübingen: Narr, 121–153.
- Wunderlich, D. (1976): *Studien zur Sprechakttheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zaefferer, D. (2001): »Deconstructing a Classical Classification: A Typological Look at Searle’s Concept of Illocution Type«, *Revue internationale de philosophie* 55, 209–224.